



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 6 June 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, June 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. Juni 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

Für die Demokratie in Griechenland Foto: Udo Hoffmann



Freiheit und demokratische Rechte für Griechenland



Am 28. Mai sollten in Griechenland Wahlen stattfinden, die mit Sicherheit eine demokratische Regierung an die Spitze gebracht hätten. Aber um das zu verhindern, hatte das Militär in Griechenland vor einigen Wochen die Macht mit einem Staatsstreich an sich gerissen. Seitdem liegt über Griechenland die Nacht der Diktatur. Alle demokratischen Rechte wurden dem Volk genommen, die demokratischen Führer verhaftet und Konzentrationslager eingerichtet.

Aber das geschah am 28. Mai: In brütender Hitze marschierten zehntausend Männer und Frauen aus Griechenland, die bei uns als Gäste arbeiten, durch die Innenstadt Düsseldorfs zum Karlsplatz. An der Spitze Nordrhein-Westfalens Justizminister Dr. Neuberger und Günter Stephan vom Bundesvorstand des DGB, der zu dieser Demonstration aufgerufen hatte.

Unzählige Plakate – viele von ihnen mit ungelinker Hand geschrieben – forderten den Rücktritt der Diktatoren und Freiheit und Demokratie für das griechische Volk. Die Nationalflaggen Griechenlands waren mit Trauerflor versehen, viele hielten das Bild des jungen Papandreou in der Hand. Und immer und immer wieder erscholl der leidenschaftliche Ruf nach Freiheit und Demokratie für das unglückliche Volk. Ein junger Grieche sprach, dann der Abgeordnete der griechischen Zentrumsunion Papadopolous, der bei Ausbruch des Putschs in Deutschland war.

Günter Stephan, dessen Rede immer und immer wieder von Beifall unterbrochen wurde, versicherte die Solidarität der deutschen Gewerkschaften und forderte sämtliche freien Völker auf, das diktatorische Regime in Athen zu boykottieren. Ursprünglichkeit, Empörung und Trauer bestimmten den Tag der Griechen in Düsseldorf. Solidarität ist notwendig.

Hadobu



DGB-Vertreter gaben griechischen Orden zurück

In zwei gleichlautenden Schreiben gaben das Mitglied des geschäftsführenden DGB-Vorstandes, Günter Stephan, den „Kommandeur des Königlichen Phoenix-Ordens“ und Heinz Richter, Sekretär beim DGB-Bundesvorstand, das „Goldene Kreuz des Königlichen Phoenix-Ordens“ an den griechischen König Konstantin zurück. Die Rückgabe der Orden, die die DGB-Vertreter vor einem Jahr für ihre Verdienste um die Betreuung der griechischen Arbeitnehmer erhalten hatten, begründeten sie u.a.: „Mit Bestürzung und Empörung habe ich zur Kenntnis genommen, daß im Zusammenhang mit dem erfolgten Militärputsch in Griechenland durch königlichen Erlass wesentliche Bestimmungen der Verfassung, die insbesondere die demokratischen und gewerkschaftlichen Rechte gewährleistet haben, außer Kraft gesetzt wurden. Diese Maßnahmen sind für mich unverständlich und unvereinbar mit den Prinzipien eines demokratischen Rechtsstaates und meiner Auffassung von Freiheit. Sie stehen damit auch den Voraussetzungen entgegen, die seinerzeit für mich maßgebend dafür waren, den mir für meine Tätigkeit im Rahmen der gewerkschaftlichen Betreuung griechischer Arbeitnehmer in der Bundesrepublik verliehenen Orden anzunehmen. Ich sehe mich in Solidarität mit den demokratisch gesinnten griechischen Arbeitnehmern dazu veranlaßt, diesen Orden hiermit zurückzugeben.“

Der Orden war den Gewerkschaftsvertretern seinerzeit noch auf Initiative der Regierung Papandreou übergeben worden.

DGB setzt sich für griechische Arbeitnehmer ein

Da zu befürchten ist, daß griechischen Arbeitnehmern, deren Aufenthaltserlaubnis in der Bundesrepublik abläuft, aus ihrer gewerkschaftlichen und politischen Tätigkeit Gefahr an Leib und Leben droht, wenn sie in ihre Heimat zurückkehren, hat sich der Deutsche Gewerkschaftsbund mit den dafür zuständigen Stellen bei der Bundesregierung in Verbindung gesetzt. Er will erreichen, daß auf Grund der besonderen Situation in Griechenland für diese griechischen Arbeitnehmer eine Rückkehr in ihre Heimat nicht erzwungen wird. Es wurde zugesagt, entsprechende Anträge wohlwollend zu prüfen und zu behandeln.



„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Wer schlägt, wird bestraft

In deutschen Betrieben wird wieder geschlagen. Natürlich sind es durchweg nicht Groß- und Mittelbetriebe, in denen sich solche Vorfälle ereignen. Dort wagt man ein solches Vorgehen nicht, sei es auf Grund der Tatsache der Masse der gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmer oder im Hinblick auf die Existenz eines sich seiner Aufgaben und Pflichten bewußten Betriebsrats. Geschlagen wird aber in Kleinbetrieben, in den sogenannten „Quetschen“, wo die breite Betriebsöffentlichkeit den Schauplatz derartiger Ereignisse nicht sehen kann. Geschlagen werden Lehrlinge, Jugendliche oder auch sonst besonders schutzbedürftige Personen. Und wer behauptet, das sei übertrieben oder treffe nicht zu, der sollte seinen Blick in die Praxis oder in die Gerichtsurteile lenken. Es ist der Geist der wilhelminischen Ära, der sich offenbar wieder breit machen scheint, begünstigt durch die wirtschaftliche Flaute, begünstigt durch die Tatsache, daß man wieder um den Arbeitsplatz bangen muß. In einem Wuppertaler Betrieb schlug ein Vorgesetzter grundlos einen Schwerbeschädigten zusammen. Da der Arbeitgeber dem Verlangen des Betriebsrats auf Entlassung nicht nachkam, nahm der DGB das Arbeitsgericht in Anspruch. Das Gericht entschied, daß niemand in unseren Betrieben das Faustrecht auszuüben habe; das Entlassungsverlangen wäre berechtigt. Der Ort Wuppertal war es auch, wo ein Fliesenlegerbetrieb an die Eltern jugendlicher Lehrverträge für mehrere tausend D-Mark verkaufte, Lehrlinge bis 1, 2 Uhr nachts arbeiten ließ und sie aus nichtigen Anlässen ohrfeigte. Wiederum war es der Deutsche Gewerkschaftsbund, der hart zu griff und die Entziehung der Lehrlingshaltungsbefugnis veranlaßte. Das Urteil des Jugendgerichts lautete auf 2 Monate Gefängnis. In Duisburg boxte und trat ein Gaststättenbesitzer seine Lehrlinge; er schlug sie mit den Fäusten regelrecht zusammen. Das Verfahren auf Entziehung der Lehrlingshaltungsbefugnis läuft noch. Inzwi-

schon verurteilte ihn aber bereits das Jugendgericht in Duisburg zu 2 Monaten Gefängnis.

Ein Vorfall in Moers schlug dem Faß den Boden aus. Am 14. Juli 1966 stellte ein Gastwirt fest, daß seine Jacke beschmutzt war. Dieserhalb fragte er einen 17jährigen Kochlehrling, nämlich, ob er seine Kleidung beschmutzt habe, und schlug, als der Lehrling dies verneinte, zweimal auf ihn ein. Nach dem Attest eines Facharztes für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten trug der Lehrling äußerlich auf dem Nasenrücken eine Schürfwunde davon. Die Weichteile der Nase waren bis zu den Augenwinkeln stark geschwollen, am linken inneren Augenwinkel hatte sich ein Haematom gebildet. Das Nasenbein war, wie die Röntgenaufnahme bestätigte, gebrochen und gesplittert, die Nasenscheidewand stark nach rechts verschoben. Der Arzt richtete den Bruch, tamponierte die Nase und bescheinigte eine Arbeitsunfähigkeit für 10 Tage.

Die zuständige Rechtsabteilung des DGB erhob nunmehr Klage auf Zahlung von Schmerzensgeld und beehrte außerdem die Feststellung, daß der Arbeitgeber verpflichtet sei, alle aus der Verletzung sich ergebenden Schäden, auch Zukunftsschäden, zu ersetzen. Inzwischen war selbstverständlich das Lehrverhältnis mit dem Tage des Vorfalls auf Veranlassung der Eltern des Lehrlings sofort gelöst worden. Was die Schmerzensgeldklage angeht, so gab dieser das Landesarbeitsgericht Düsseldorf am 13. Februar 1967 - 6 Sa 688/66 - rechtskräftig statt. Die Höhe des Schmerzensgeldes müsse zu der Art und Dauer der erlittenen Schäden in einer angemessenen Beziehung stehen. Das Schmerzensgeld solle dem Geschädigten einen Ausgleich für die entgangene Lebensfreude schaffen und zugleich dem Gedanken Rechnung tragen, daß der Schädiger dem Geschädigten Genugtuung für das schuld, was er ihm angetan habe. Bei der Festsetzung der Entschädigung seien alle in Betracht

kommenden Umstände zu berücksichtigen, darunter das Maß der Lebensbeeinträchtigung (Heftigkeit und Dauer der Schmerzen, Entstellungen) und der Grad des Verschuldens. Gerade der Umstand, daß der Schaden durch ein grob fahrlässiges oder vorsätzliches Verhalten des Schädigers hervorgerufen worden wäre, könne sich auf den Verletzten verbitternd auswirken, wogegen er einen durch geringe Fahrlässigkeit verursachten Schaden viel eher als sein Schicksal hinnehmen würde. Außer dem Verschuldensgrad komme es aber auch auf den Anlaß der Verletzung an. So habe dieselbe Handlung bei gleichem Verschuldensgrad im Zusammenhang mit der Berufsausübung ein anderes Gepräge, als etwa bei einer gemeinsamen Vergnügungsfahrt. Das gelte im besonderen für den hier zur Beurteilung stehenden Sachverhalt; habe sich doch der Arbeitgeber ein Züchtigungsrecht gegenüber dem Lehrling angemaßt, obwohl die körperliche Züchtigung eines Lehrlings ausdrücklich gesetzlich verboten sein würde (§ 127 a GewO; vgl. auch § 43 JugArbSchG). Vorsätzlich geächtigt habe der Arbeitgeber jedenfalls, und zwar in unangemessener Art und Weise, indem er nicht mit der flachen Hand, sondern mit der angewinkelten Handkante zugeschlagen hätte. Der Bruch des Nasenbeins und die Verschiebung der Nasenscheidewand nach rechts ließen den Schluß zu, daß der Arbeitgeber mit einer Wucht geschlagen habe, die eine leichte Ohrfeige an Heftigkeit weit übertreffe. Bei der Bemessung des Schmerzensgeldes müßten weiter die Heftigkeit der erlittenen Schmerzen berücksichtigt werden. Nach den ärztlichen Unterlagen seien diese ganz erheblich gewesen.

Als besonders erschwerend habe es das Gericht angesehen, daß sich der Arbeitgeber unter Ausnutzung des bestehenden Abhängigkeitsverhältnisses ein Züchtigungsrecht angemaßt habe, obwohl körperliche Züchtigungen grundsätzlich verboten seien. Der Lehrling

wäre der väterlichen Obhut des Arbeitgebers anvertraut gewesen. Die zugefügte Verletzung habe daher den Lehrling besonders verbittern müssen. Der Arbeitgeber hätte das Wesen des Obhutsverhältnisses verkannt, als er eine vermeintliche Ungezogenheit des 17jährigen jungen Menschen mit einer Ohrfeige zu vergelten suchte. Das zuerkannte Schmerzensgeld in Höhe von 800,- DM erscheine auch nach den allgemeinen Lebensverhältnissen nicht überhöht. Es wirke erschütternd, daß viele deutschen Gerichte materielle Entschädigungen für menschliches Leid beschämend niedrig bemessen würden. Soweit das Urteil. Man fragt sich, ob dieser merkwürdige Lehrherr aus dieser Entscheidung „im Namen des deutschen Volkes“, ob er aus dem Verlauf der Verhandlung, in der ihm vor aller Öffentlichkeit harte Worte gesagt wurden, Lehren ziehen wird? Ich glaube nicht. Typen dieser Art ändern sich nicht. Da hilft kein gutes Zureden und auch kein Richterspruch. Da helfen nur harte Maßnahmen, wie die Entziehung der Lehrlingshaltungsbefugnis und die strafgerichtliche Verurteilung. Leider werden nur die wenigsten Fälle in der Öffentlichkeit bekannt. Oft wird ein derartig unmögliches Verhalten aus Angst, die Lehrstelle zu verlieren, verschwiegen. Daß das falsch ist, wird die Zukunft lehren, denn spätere Folgeerscheinungen gesundheitlicher Art sind gerade bei Schlägen am Kopf nicht selten.

Die deutschen Gewerkschaften werden jedenfalls, wie die geschilderten Beispiele zeigen, nicht nachlassen, solche Unternehmertypen mit allen gebotenen und gesetzlich zur Verfügung stehenden Mitteln im wahrsten Sinne des Wortes zu bekämpfen. Korrekterweise muß gesagt werden, daß sich mit einem solchen Vorgehen einzelner Arbeitgeber die deutschen Unternehmer generell gesehen nicht identifizieren. Aber auch hier gilt das Wort „Wehret den Anfängen“.

Günther Hoppe

Eine Antwort der Deutschland-Stiftung

Der „aufwärts“ befaßt sich in seiner Nummer vom 15. April 1967 mit der Deutschland-Stiftung, den Adenauer-Preisträgern und meiner Person. Da dieser Beitrag eine Reihe von Unrichtigkeiten enthält, darf ich dieselben berichtigen.

1. Keiner unserer Spender hat, wie Sie behaupten, den Wunsch ausgesprochen, nicht genannt zu werden.

2. Sie behaupten, ich sei der Verfasser einiger „berühmt-berüchtigter Bücher“. Es ist mir unverständlich, was an meinen 14 Büchern, in denen ich seit 1945 versuche, der Demokratie, der Humanität und der Völkerversöhnung zu dienen oder wie in meinem letzten Buch **Die Sensation des Guten** der Entwicklungshilfe für arme Völker „berüchtigt“ sein soll.

3. Sie zitieren aus der **Süddeutschen Zeitung** aus einem Artikel, den ich angeblich im **Völkischen Beobachter** 1944 über die Männer des 20. Juli geschrieben haben soll. Sie hätten Ihren Lesern nicht verschweigen dürfen, daß die **Süddeutsche Zeitung** drei Tage später meine Gegendarstellung veröf-

fentlicht hat, aus der hervorgeht, daß ich weder im **Völkischen Beobachter** diesen Artikel geschrieben habe noch daß die von Ihnen zitierten Sätze über die Männer des 20. Juli von mir stammen, noch meine damalige oder heutige Ansicht wiedergaben. In mehreren meiner Bücher habe ich meine Hochachtung und Bewunderung für die Männer des 20. Juli zum Ausdruck gebracht.

4. Sie behaupten, daß der Adenauer-Preisträger Dr. Armin Mohler „den großen starken Mann an der Spitze für Deutschland empfiehlt“. Niemals hat Dr. Armin Mohler dergleichen empfohlen.

5. Sie behaupten, daß der Adenauer-Preisträger Ludwig Freund wegen seiner Verdienste im Kampf gegen linke Kreise zum Professor an einer Hochschule ernannt wurde. Warum verschweigen Sie Ihren Lesern, daß Prof. Ludwig Freund 1934 als Jude emigrieren mußte und schon 1936 Ordinarius an der Roosevelt-Universität in Chicago wurde, daß er seither ein bedeutendes wissenschaftliches Lebenswerk vollbracht hat und erst nach einer Emeritierung 1959 nach Deutschland zurückkehrte, wo er sich

erneut der staatspolitischen Bildungsarbeit zur Verfügung stellte.

6. Sie behaupten, daß sich in der Deutschland-Stiftung ein „Rechts-Nationalismus“ institutionalisiert. Alle unsere Mitglieder lehnen jede Art von Nationalismus scharf ab. Zu den Zielsetzungen der Deutschland-Stiftung gehört die Bekämpfung des Rechts- und Linksradikalismus. Europäische Einigung, Völkerversöhnung und Förderung rassischer und religiöser Toleranz sind als Hauptaufgabe in der Satzung verankert.

7. Sie behaupten, daß wir vorgeben, wir wollten der NPD den Wind aus den Segeln nehmen und daß wir wieder einmal nach einem starken Führer rufen. Weder die Deutschland-Stiftung noch einer ihrer Mitglieder oder Preisträger hat jemals vorgegeben, wir wollten der NPD den Wind aus den Segeln nehmen, noch haben wir nach einem starken Führer gerufen. Wir vertreten einen überparteilichen Standpunkt der demokratischen Mitte. Alle gegenteiligen Behauptungen sind frei erfundene Unterstellungen.

Kurt Ziesel
(Geschäftsführendes Vorstandsmitglied)

DGB-Kulturpreis für Charly Chaplin

Der 1963 gestiftete und mit 20000 DM dotierte „Kulturpreis des Deutschen Gewerkschaftsbundes“ wurde für 1967 dem Filmschauspieler, Regisseur, Produktionsleiter und Autor Charly Chaplin verliehen.

Die feierliche Überreichung des Preises findet am 27. Juni 1967 im Festspielhaus in Recklinghausen statt. Die Laudatio wird Herr Professor Dolf Sternberger, Universität Heidelberg, Vizepräsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und Präsident des Deutschen PEN-Clubs, halten.

Der 1889 in England geborene Charly Chaplin kam 1910 nach Amerika. Er erlangte Weltberühmtheit mit seinen politischen und sozialkritischen Filmen, insbesondere mit „Der Diktator“ und „Moderne Zeiten“.

Chaplin lebt seit 1952 in Vevey in der Schweiz.

Hilfe für Israel

WIR RUFEN: HELFT MIT, den Frieden in Nahost wiederzugewinnen und Israel vor dem Untergang zu bewahren!

Die Sperrung der Meerenge von Tiran ist ein Anschlag auf den Frieden. Sie soll den israelischen Hafen Eilat lahmlegen. Die Absicht dabei ist, die wirtschaftliche Lebensfähigkeit Israels zu vernichten. Israel soll vor die faule Wahl gestellt werden, entweder durch die Blockade im Golf von Akaba und unter der ihm aufgezwungenen Rüstungslast zugrunde zu gehen oder sich zu wehren und sich dadurch dem falschen Schein auszusetzen, der friedensstörende Angreifer zu sein.

WIR KÖNNEN NICHT SCHWEIGEN, wenn das israelische Volk mit Völkermord bedroht wird. Der Staat Israel ist die letzte Heimat vieler Menschen, die aus unserem Lande stammen und dem von Deutschen ins Werk gesetzten Völkermord an den europäischen Juden entronnen sind.

WIR MAHNEN ALLE, die in unserem Staat öffentliche Verantwortung tragen, insbesondere den Bundestag und die Bundesregierung, sich nicht stumm abseits zu stellen, sondern ihr Wort für den Frieden in die Waagschale zu werfen, dem israelischen Volke gegen die Bedrohung mit Völkermord moralisch und mit friedlichen Mitteln zur Seite zu stehen sowie jedes Bemühen um Gerechtigkeit und jede der Wiedergewinnung des Friedens dienende Vermittlung nachdrücklich zu unterstützen.

WIR RUFEN ALLE: Seid auf friedliche Weise solidarisch mit allen bedrohten Menschen, die durch Bomben und Raketen verbrannt oder durch Verhungern ausgerottet werden sollen. Wenn andere sich lau drücken wollen und meinen, es genüge, die eigene Haut zu retten, so zeigt ihnen, daß es viele Möglichkeiten gibt, freiwillig für den Frieden zu wirken. Wir fangen schon an, etwas zu tun, sobald wir den Bedrohten das stärkende Bewußtsein vermitteln, daß sie nicht von aller Welt verlassen sind. Wir stehen schon den Bedrohten bei, wenn wir Israel helfen, die wirtschaftlichen Einbußen und die finanziellen Lasten seiner Wachsamkeit und Abwehrbereitschaft mit zu tragen.

WIR RUFEN DIE JUGEND: Zeigt, daß ihr es durchschaut, wie die Großen der Welt künstlich Krisenherde schaffen. Nicht mit Versteckspielen, das man als diplomatisch ausgibt, läßt sich der Frieden retten, indem man sich der Täuschung hingibt, dieses Mal werde noch nicht um unser eigenes Schicksal gewürfelt. In beiden Teilen Deutschlands sollte sich die Jugend einig sein in ihrem Abscheu vor der Bedrohung Israels mit Völkermord. Sie erwartet von den Regierenden eine klare Sprache.

Dr. Adolf Arndt, MdB

Adolf Arndt hat einen Aufruf an alle und besonders an die deutsche Jugend gerichtet. Die Unterzeichneten unterstützen diesen Aufruf und bitten, ihn weiterzutragen, bis er den letzten Bürger in unserem Land erreicht.

Das deutsche Volk hat eine Verpflichtung gegenüber Israel. Welche Gegensätze auch immer unseren politischen Alltag bestimmen, hier gilt es, gemeinsam – vom Schüler und Lehrling bis zum Bundestagsabgeordneten, von den Kirchen bis zu den Gewerkschaften, von den Universitäten bis zu den Rathäusern – vorbehaltlos zu helfen.

Wenn die deutsche Öffentlichkeit wieder versagen sollte, werden die zurückliegenden Verbrechen und ihre Folgen abermals auf uns zurückfallen. Besonders die Schüler, Lehrlinge und Studenten bitten wir dringlich, immer wieder



diese Aktion „Hilfe für Israel“ von früh bis spät zu unterstützen. An dieser Aufgabe können wir wachsen oder scheitern.

WIR RUFEN: „HELFT MIT!“

Deutsch-Israelische Gesellschaft e. V.
Postscheckamt Köln, Konto-Nr. 36 46 (Hilfe für Israel)
Bank für Gemeinwirtschaft, Bonn, Konto-Nr. 20418/1
(Hilfe für Israel)

Deutsche Bank, Bonn, Konto-Nr. 0258111 (Hilfe für Israel)

Günter Grass, Schriftsteller
Propst D. Dr. Heinrich Grüber
Walter Hesselbach, Generaldirektor
Landeskirchenrat N. Becker
Ernst Benda, MdB
Heinz Westphal, MdB
Dr. Chr. von Imhoff, Schriftsteller
Prof. Dr. Rolf Rendtorff
Alfred Rohmeis, Geschäftsführer
Reg.-Rat Walter Sylten
Pater Dr. W. Eckert
Beigeordneter J. Giesberts
Dr. W. Hensel, Oberstadtdirektor a. D.
Frau Bockelmann
Conrad Ahlers, Journalist
Moshe Hess
Hans Dohrenbusch

Und dann waren nur noch glückliche

Von Michassj Penkrat

Dem Kolchoseschmied Stepan Drobysch hatte das Schicksal einen wunderbaren Charakter geschenkt. Wie hart das Leben ihn auch anpackte, was für Unheil auf ihn auch niederging, er verstand es, alles mit Humor zu überwinden. Er ließ den Kopf niemals hängen. Und wenn das Schicksal Stepan Drobysch einen wunderbaren Charakter geschenkt hatte, so hatte Stepans Frau ihrem Manne wunderbare Söhnchen geschenkt: Mikolka, Awdejka und Kusjka. „Töchter zu haben ist mir nicht beschert!“ pflegte Stepan Drobysch zu scherzen. „Mit ihnen wäre das Leben leichter gewesen. Für diese Schlingel kannst du gar nicht genug Bastschuhe flechten. Und Hosen zerreißen die – Gott erbarme dich! Meine Frau schafft es gar nicht, die hausgewebte Leinwand zu färben...“

Ein Jahr nach dem anderen verging. Ein Jahr nach dem anderen. Die Söhne lernten in der Schule, und in der Schmiede schlug der Vater mit dem Hammer auf den Amboß.

Schwer erging es Stepan. Die kleinen Schmutzfinken, die beim Klettern auf fremde Apfelbäume ihre Hosen so oft zerrissen, waren inzwischen in die Höhe geschossen; sie waren kräftig geworden. Sorgfältig glätteten sie nun ihre widerspenstigen Haarlocken vor dem Spiegel. Mikolka, der Ältere, studierte in einem Institut, und Kusjka und Awdejka waren ebenfalls bald soweit. Wahrheitsgemäß muß gesagt werden, daß es fähige Kinder waren, daß sie mit Vorliebe lernten. Nur eines mochten sie nicht: zerschlissene Hosen tragen. Es war also Sache des Vaters, für ihren Unterricht und für ihre Hosen zu sorgen.

Stepan und seine Frau versagten sich vieles, damit nur ihre Kinder eine gute Bildung genießen könnten, damit aus ihnen gebildete Menschen werden sollten. Sobald er mit dem Vorschlaghammer eine Kopeke verdient hatte, gab er sie – noch in warmem Zustand – entweder seinem Mikolka, seinem Awdejka oder seinem Kusjka. Dem einen für einen Anzug, dem anderen für Schuhe, dem dritten für einen Mantel.

„Mir“, so sagte er, „ist für meine Kinder nichts zu schade. Solange meine Hände imstande sind, einen Hammer zu schwingen, solange werde ich ihnen helfen. Väterliche Hilfe – ist eine Vorauszahlung fürs Alter.“

Ein Jahr nach dem anderen verging. Mikolka redete man bereits mit Nikolai Stepanowitsch an. Er war Lehrer geworden. Aus Awdejka wurde Awdej Stepanowitsch. Er war Ingenieur. Und aus Kusjka – Kusjma Stepanowitsch. Er war Agronom.

Leer ist es geworden in Stepan Drobysch' Hütte. Die väterlichen Hände waren inzwischen erschlaft. Sie vermochten den schweren Hammer nicht



mehr zu schwingen. Man hatte Stepan zum Nachtwächter gemacht.

Wohlstand war in der Hütte vorhanden. Freude war in ihr nicht mehr da. Als die Kinder noch lernten, schrieben sie Briefe. Sie klagten über das schwere Studentenleben und baten um Hilfe. Die Briefe sind auch noch jetzt vorhanden, sie werden wie teure Reliquien aufbewahrt.

Neue Briefe kamen nicht mehr. Nur an großen Feiertagen erhielten die Alten Ansichtskarten oder Telegramme: „Wir senden Euch anlässlich des Feiertags unsere besten Grüße... Wir wünschen Euch Gesundheit, Freude...“

Die Freude, aufrichtig gesagt, ist dabei nicht groß, es ist aber immerhin Freude. Wenn sie doch nur kämen! Wenn wir sie doch mal sehen könnten! Aber die Kinder kamen nicht. Sie schickten ihre Fotografien: Nikolai mit Frau, Awdej mit Frau, Kusjma mit Frau: nette Gesichter, kräftig, fröhlich, so sahen sie aus, ihre Kinder.

Lange betrachtete Stepan die bekannten und unbekanntenen Gesichter und seufzte. Seiner Frau verschleierten Tränen den Anblick der bekannten und unbekanntenen Gesichter. Auch waren ihre Augen schon schwach.

Die Fotografien wurden gerahmt, verglasst und an die Wand gehängt. Bei jeder Gelegenheit und vor jedem rühmte sich Stepan mit seinen Söhnen: „Sie haben es weit gebracht, diese Teufelchen! Fast bis zum General, nur daß sie Zivilisten sind.“

Stepan sprach gern von seinen Söhnen. Er war dabei zufrieden und schmunzelte. Die Jahre vergingen. Die Zeit hatte nicht nur Stepans Gesundheit untergraben, auch die alten, eichenen Balken seiner Hütte waren morsch geworden. Aus eigenen Mitteln hatte die Kolchose Stepan eine neue Hütte errichten lassen. Einmal sagte Stepan zu seiner Frau: „Mutter, es wäre nicht schlecht, Einzug zu feiern. Zur Einzugsfeier werden wahrscheinlich auch unsere Söhnchen kommen...“

„Sie werden nicht kommen“, seufzte die Mutter. „Meinst du, daß sie weiter nichts zu tun haben, als zur Einzugsfeier zu kommen. Sie sind beschäftigte Leute, nicht so wie ich und du – essen, und dann auf den Ofen schlafen gehen...“

„So ist es“, gab Stepan zu und versank in Nachdenken.

Worüber dachte er nach? Von dieser Zeit an war Stepan Drobysch tagelang gänzlich in Gedanken versunken und betrübt. Es schien, daß ihm auch die neue Hütte keine rechte Freude mehr machte. Das Leben der Söhne jedoch verlief in gleichmäßiger und ruhiger Bahn. Plötzlich aber, durch eine unerwartete Nachricht, wurde ihre Ruhe gestört. Alle drei Söhne erhielten an einem Tag von ihren Eltern gleichlautende Briefe: „Gebrechlich und schwach sind wir geworden. Es

Menschen in der Hütte

Illustrationen: Hanneliese Martin

stimmt, von der Kolchose erhalten wir eine Pension. Sie ist uns behilflich, es ist aber nicht gut, den Rest seiner Tage in Einsamkeit zu verbringen. Deshalb habe ich mit Mutter beschlossen, die Hütte zu verkaufen und zu irgendeinem von Euch, meine Söhne, zu ziehen. Kommt also und holt uns ab . . ."

Nikolai, der älteste Sohn, beriet sich lange mit seiner Frau, was zu tun sei. „Wollen wir die Mutter zu uns nehmen“, schlug die Frau vor, „sie wird auf die Kinder aufpassen. Wir halten ja sowieso eine Haushilfe. Und den Vater, den sollen sich Awdej und Kusjma teilen . . .“

„Es ist vielleicht nicht gut, die Alten zu trennen?“ zweifelte Nikolai.

„Dann sollen doch Awdej und Kusjma sie beide zu sich nehmen“, entschied die Frau, „unsere Familie ist ohnehin groß, wir haben vier Kinder.“

„Vielleicht nehmen sie die Alten wirklich! Ich werde zum Vater hinfahren – und mit ihm darüber sprechen.“

„Nein, allein fährst du nicht. Ich komme mit“, wies ihn die Frau zurecht. „Du hast einen weichen Charakter, und sobald du etwas getrunken hast, wird man dir beide, Vater und Mutter, aufhalsen . . .“

Bei Awdej wurde ebenfalls eine eilige Familienberatung einberufen. Die Frau drang in ihren Mann: „Wo sollen wir sie lassen? Das ist doch zum Lachen! Einen Menschen aus dem Dorf in eine städtische Wohnung stecken? Du wirst sie selbst mit einem Strick nicht festbinden können – sie werden sich losreißen.“

„Was wahr ist, bleibt wahr“, stimmte Awdej seiner Frau zu. „Das beste wäre, daß sich die Alten bei Kusjma einquartieren. In einer Sowchose, auf dem Lande, das wird das Richtige für sie sein. Ich werde zu ihnen hinfahren und ihnen das klarmachen . . .“

„Wenn hingefahren wird, dann fahren wir zusammen“, verkündete die Frau.

Rat hielten auch Kusjma und Frau ab. Sie lösten die Frage ebenfalls in ihrem Sinne: „Sollen doch die älteren Brüder die Eltern zu sich nehmen. Sie sind reicher als wir, ich bin ja gerade erst auf die Beine gekommen.“

„Ja, sollen sie doch hinfahren und sie zu sich nehmen“, unterstützte ihn seine Frau. „Schreib ihnen einen Brief, daß du bedauerst, nicht kommen zu können, du seist sehr beschäftigt. Oder denk dir irgend etwas anderes aus . . .“

„Ausdenken muß man sich natürlich etwas“, sagte Kusjma, „aber so, daß sich die Sache nicht gegen uns wendet. Möglich, daß die Brüder erst gar nicht hinfahren. Die Eltern werden aber warten, warten und werden schließlich doch zu uns kommen und sagen: ‚Nimm uns auf, Kusjka!‘ Weißt du, die Eltern zieht es aus irgendeinem Grund immer zu den jüngeren Kindern.“

„Dann fahren wir zusammen hin“, schlug die Frau vor. „Zu zweit werden wir es



schon schaffen, die Eltern bei Awdej oder Nikolai unterzubringen . . .“

Bald darauf zog Freude in Stepan Drobyschs Hütte ein. Alle drei Söhne kamen mit ihren Frauen an. Sie sahen wie auf den Fotografien aus: nette Gesichter, kräftig, und fein zurechtgemacht waren sie alle.

„Was hab' ich dir gesagt, Alte?“ brüstete sich Stepan. „Sie werden kommen, hab' ich gesagt! Nun sind sie hier . . .“

Die Alte vermochte die Gesichter ihrer Kinder kaum zu erkennen. Ihre Augen waren inzwischen noch schwächer geworden. Und Tränen hinderten sie. Aber es waren angenehme Tränen, Freuden-tränen.

Das Allerbeste, was sie in der Hütte hatten, kam auf den Tisch. Man trank ein Gläschen, ein zweites. Stepan Drobysch fühlte sich sofort um gut zehn Jahre jünger. Ununterbrochen sprach er, scherzte und klopfte mit seinen spaltenbreiten, aber schon schwach gewordenen Händen auf die kräftigen und festen Schultern seiner Söhne.

Aber die Söhne waren nicht besonders fröhlich. Sie schauten einander unruhig an und warteten auf irgend etwas und waren nervös . . .

„So, Vater, wir sind gekommen! Nun wollen wir uns über den neuen Wohnort unterhalten . . .“

Stepan stockte zunächst mitten im Satz, erinnerte sich aber sogleich an irgend etwas und wurde noch heiterer: „Ihr, meine leiblichen Kinder! Ihr, meine Adler, verzeiht mir altem Schlaufuchs diesen kleinen Scherz. Wir denken gar nicht daran, unsere Hütte zu verkaufen und woanders hinzuziehen. Wir wollten euch ganz einfach alle einmal sehen und mit euch plaudern. Da dachte ich mir, ich werde euch mit einer schlaun Unwahrheit herlocken. Dann werden die Kinder, unsere Adler, angefliegen kommen, um uns auf ihren Flügeln in die neuen Nester zu tragen. Nun, und das ist ja denn auch eingetroffen . . .“

Vor Aufregung begannen Stepan selbst Tränen über die Wangen zu fließen. Freude ergriff auch die Söhne. Breites Lächeln zeigte sich jetzt auf ihren Gesichtern. Sie wurden gesprächig und lachten . . .

„Und weshalb solltet Ihr nicht zu uns ziehen?“ konnte Nikolai sich nicht zurückhalten. „Zieh doch zu uns . . .“

Nikolai wurde von Awdej unterbrochen: „Bei dir wird es ihnen nicht bequem genug sein: Vier Kinder und dann noch . . . Zieht schon besser zu uns . . .“

Auch Kusjma schwieg nicht. „Werdet ihr euch etwa in einer städtischen Wohnung wohl fühlen können? Zu mir, in den Sowchos, bitte . . .“

„Was denkt ihr euch, Kinderchen! Wir brauchen fürwahr nirgends hinzuziehen. Wozu?“

Nun waren nur noch glückliche Menschen in dieser Hütte. Jeder hatte seine ganz eigene Freude. So unterschiedlich können die Anlässe menschlicher Freuden sein.

Übertragen von Leonid Olschwang

Immer Ärger mit den Studenten

Der Ärger mit der Jugend, und besonders mit der Studierenden, ist für die Regierenden in Ost und West nichts Neues. In Madrid werden die Universitäten geschlossen, weil die Studenten mit dem Franco-Regime nicht einverstanden sind und auch in ihren eigenen Organisationen mehr Einfluß und Freiheit haben wollen. In den USA und Großbritannien diskutieren und demonstrieren Studenten mit ihren Professoren gegen den Krieg der US-Regierung in Vietnam. Zur gleichen Zeit erregt ein Skandal die Öffentlichkeit. Es wird bekannt, daß der amerikanische Geheimdienst versucht, über die finanzielle Unterstützung einer Studentenorganisation Einfluß auf die studierende Jugend zu bekommen. Bei dieser Aufzählung braucht auch die Bundesrepublik Deutschland nicht zu fehlen. An der Freien Universität in Berlin brodelte es. In Frankfurt wird gegen Atomwaffen und den Vietnam-Krieg protestiert und berittene Polizei eingesetzt.

Auch die politischen Parteien haben ihre Schwierigkeiten. In der FDP rebellieren die jungen Liberalen, die CDU/CSU hat schlechte, oder besser, keinerlei Beziehungen zu Intellektuellen, und auch die größte und älteste der Parteien, die SPD, bleibt von solchen Differenzen nicht verschont. Ihr Verhältnis zur arbeitenden Jugend, der Gewerkschaftsjugend, ist unterkühlt, das zu den Jungsozialisten und Falken nicht immer harmonisch, und ihr Verhältnis zu den ihr nahestehenden Studentenorganisationen ist miserabel.

1960 brach die SPD ihre Verbindungen zum Sozialistischen Deutschen Studentenbund ab und erklärte die Mitgliedschaft in SDS und SPD für unvereinbar. Dieser Beschluß hatte zur Folge, daß eine große Zahl von Studenten und jungen Wissenschaftlern auf ihre Mitgliedschaft in der SPD verzichten mußten. Mit Hilfe der Parteikasse wurde dann eine neue Studentenorganisation, der Sozialdemokratische Hochschulbund, gegründet. An den Universitäten, bei der Gewerkschaftsjugend und auch in weiten Kreisen innerhalb der SPD war man zunächst skeptisch. Das „SHBchen“, wie der neue Bund häufig spöttisch genannt wurde, werde wohl, so dachte man, nichts weiter sein als ein „frommer Gesangsverein“ junger zur Karriere entschlossener Studenten. Es kam aber anders. Auch im SHB setzten sich bald jene durch, die ihrer Umwelt und damit auch ihrer Parteiführung gegenüber kritisch waren. Die SHB-Studenten beteten nicht bloß nach, sondern machten sich eigene Gedanken und kamen zu eigenen, häufig auch eigenwilligen, Entschlüssen. In der praktischen Politik des Verbandes und an den Universitäten und Hochschulen sowie bei öffentlichen Aktionen in den Universitätsstädten kam es zu einer engen Zusammenarbeit mit progressiven Gruppen wie Sozialistischer Deutscher Studentenbund, Humanistische Studentenunion, Liberaler Studentenbund Deutschlands und den Gewerkschaftlichen Arbeitsgemeinschaften. Doppelmitgliedschaften wie z. B. auch zwischen SHB und SDS waren an der Tagesordnung.

Während die SPD-Parteigremien sich ansickerten, mit der CDU/CSU in die große Koalition einzusteigen, wurden die unterschiedlichen Meinungen besonders deutlich. Jungsozialisten kündigten Gegenkandidaten für die nächste Wahl



an, sozialdemokratische Gewerkschafter trafen sich zu Protestkundgebungen, und auch die studierende Jugend war nicht still. Der SHB führte eine außerordentliche Delegiertenversammlung durch, bei der es zu Zusammenstößen zwischen den jungen Delegierten und Vertretern des Parteivorstandes kam. Bald darauf meldeten die Zeitungen, daß das SPD-Parteipräsidium beschlossen habe, dem SHB keine weitere finanzielle Unterstützung mehr zu geben. Die Nachricht stieß auf heftige Kritik und wurde wohl deshalb auch schnell wieder dementiert (siehe nebenstehendes Interview).

Die SPD sollte auf Grund ihrer Tradition und ihrer Rolle in Staat und Gesellschaft bemüht sein, insbesondere zur arbeitenden und zur studierenden Jugend ein gutes Verhältnis zu haben. Um die Studierenden in der Bundesrepublik steht es nicht gut. Ihre Zahl ist für eine Industriegesellschaft, die sich weiter entwickeln will, zu gering. Auch der Prozentsatz der Studenten, die politisch interessiert sind und sich engagieren, ist viel zu klein. Das ist für den Fortbestand der Demokratie eine große Gefahr. In der Bundesrepublik gibt es nicht zuviel kritische Menschen, sondern zuwenig. Die Demokratie aber lebt von Auseinandersetzung, Kritik, Kontrolle, Widerspruch und Unruhe. Deshalb ist es gut, wenn heute studentische Jugendorganisationen mitdenken und nötigenfalls rebellieren. Die SPD begreift sich seit dem Bad Godesberger Programm als Volkspartei. Auf Grund der gesellschaftlichen Verfassung der Bundesrepublik gibt es jedoch in diesem Volk verschiedene Klassen und damit höchst unterschiedliche Interessen, die sich damit auch in der SPD wiederfinden. Wenn es der SPD-Führung um das Prinzip der Volkspartei ernst ist, so muß sie diesen unterschiedlichen Interessen und den daraus entstehenden gegensätzlichen politischen Auffassungen Raum geben. Mittel und Methoden, die in einer Klassenpartei ihre Berechtigung haben mögen, können in einer Volkspartei keine Anwendung mehr finden. Wenn man etwa Gewerkschafter und Fabrikanten in einer Partei haben will, so führt das zwangsläufig zu einer unterschiedlichen Beurteilung vieler politischer Fragen. Ein Fabrikant, der Mitglied der SPD ist, kann sich womöglich mit einer verfassungsändernden Notstandsgesetzgebung abfinden; ein sozialdemokratischer Gewerkschafter kann das nicht.

Die Führung einer Volkspartei muß sich daran gewöhnen, daß in der Partei „Flügel“ bestehen.

Die Führung einer Volkspartei muß nicht nur freie Meinungsbildung und offene Diskussion zulassen, sondern noch fördern.

Die Führung einer Volkspartei muß Widerspruch und Kritik ebenso hinnehmen wie die Regierung eines demokratischen Staates.

Die Führung einer Volkspartei, die unterschiedliche politische Meinungen mit den Mitteln der Bürokratie abwürgen will, zeigt nicht Stärke, sondern Schwäche. Das gilt besonders auch für das Verhältnis der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu den ihr verbundenen Studenten- oder Jugendorganisationen.

Gert Lütgert

Sozialdemokratischer Hochschulbund (SHB)

Fotos: Hans Rudolf

Gert Lütgert spricht mit einem Vertreter des SHB.

Es ist Wolfgang Streck, 1. Vorsitzender des Frankfurter SHB und Delegierter der SHB-Bundesversammlung, Student der Philosophie und Soziologie.

Lütgert: Zwischen den gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmern und den Intellektuellen in der Bundesrepublik hat sich gerade in letzter Zeit ein gutes Verhältnis entwickelt. Worauf führen Sie das zurück, und wie stehen Sie dazu?

Streck: Die Bedrohung der Demokratie, die sich in den Bemühungen um eine „Formierung“ der Gesellschaft ausdrückt, berührt Gewerkschaften und Intellektuelle gleichermaßen. Schon immer waren die Freiheit der Wissenschaft und das Streikrecht die Hauptangriffsziele, wenn es um den Abbau der Freiheit ging. Auch heute zeigen sich bei der Notstandsplanung gefährliche Anfänge, denen man wehren muß. Die Solidarität zwischen politisch bewußten Arbeitern und Intellektuellen kann allein den Abbau der demokratischen Grundrechte verhindern. Beide Seiten sollten sich der Gleichheit ihrer Interessen noch stärker bewußt werden und einander noch besser ergänzen, als das erfreulicherweise schon jetzt der Fall ist.

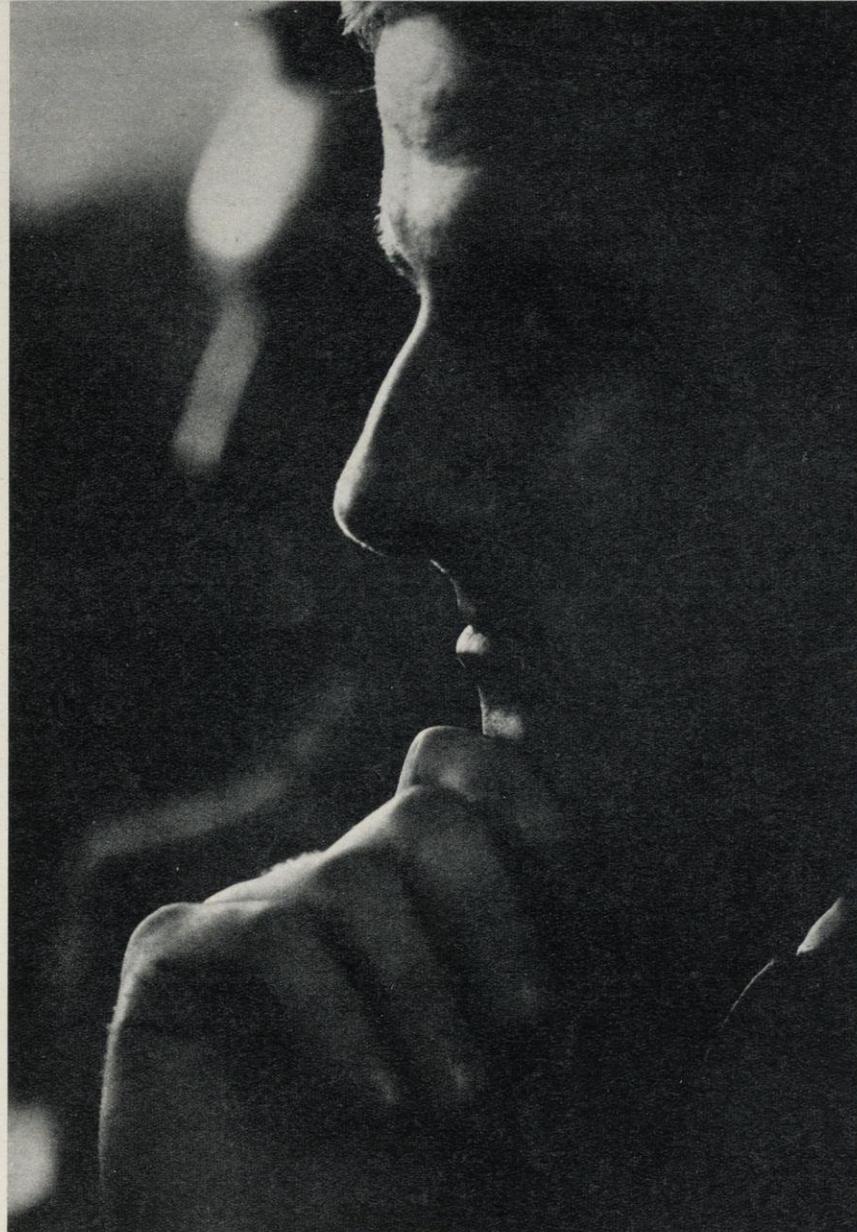
Lütgert: Hat diese Entwicklung auch Auswirkungen auf die Zusammenarbeit zwischen der Gewerkschaftsjugend und dem SHB?

Streck: Die Zusammenarbeit ist noch lange nicht ausreichend. Es ist dringend erforderlich, daß sich die Gewerkschaftsjugend und der SHB ihrer Gemeinsamkeiten stärker bewußt werden. Das könnte z. B. an den Hochschulen über die gewerkschaftlichen Arbeitskreise und durch eine engere Zusammenarbeit auf dem Gebiet der gewerkschaftlichen Jugendbildung gefördert werden. Dabei müssen auf beiden Seiten jene Vorurteile abgebaut werden, die heute hier und da noch ein verständnisvolles Miteinander erschweren. Wir nehmen es jedoch jungen arbeitenden Menschen nicht übel, wenn sie sich durch studentische Organisationen wie die Schlagenden Verbindungen abgestoßen fühlen. In diesem Zusammenhang ist uns die Entscheidung des Vorstands der SPD, die Partei für Mitglieder dieser Korporationen zu öffnen, besonders unverständlich.

Lütgert: Welche politischen Probleme sind für Sie gegenwärtig die wichtigsten?

Streck: Vorrangig ist für den SHB der Kampf gegen die geplanten Notstandsgesetze. Hierin sind wir uns einig mit allen wirklich demokratischen Kräften in der Bundesrepublik. Wir werden mit Nachdruck innerhalb der SPD auf die Auswirkungen dieser Gesetze hinweisen. Zweitens glauben wir, daß es nicht damit getan sein kann, allein gegen den Krieg in Vietnam zu protestieren. Wir müssen auch zeigen, wie z. B. in Angola Interessen auch des westdeutschen Kapitals, verbündet mit der faschistischen portugiesischen Regierung, am Werke sind.

Drittens nehmen wir zu den gesellschaftspolitischen Folgen der Schillerischen Wirtschaftspolitik Stellung. Viertens setzt sich der SHB dafür ein, daß die Bundesregierung endlich das Verhältnis der Bundesrepublik Deutschland zu den



osteuropäischen Staaten bereinigt. Dazu gehört die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und die Respektierung der DDR als Staatsgebilde.

Fünftens müßte die Bundesrepublik, nach Unterzeichnung des Atomwaffen-Sperrvertrages, aktiv zu einer europäischen Entspannung beitragen. Dabei sollten so viele Mittel aus dem Rüstungs-etat freigesetzt werden, daß wichtige Gemeinschaftsaufgaben, wie etwa Bau und Erweiterung von Universitäten, Ausbau des Zweiten und Dritten Bildungsweges und großzügige Vergabe von Stipendien, bewältigt werden können. Es ist unerträglich, daß nur 5,8 v. H. aller Studenten Kinder aus Arbeiterfamilien sind.

Lütgert: Wie beurteilen Sie die Macht- und Besitzverhältnisse in der Bundesrepublik?

Streck: Die Macht- und Besitzverhältnisse in der Bundesrepublik sind ein Skandal. Die fortschreitende Konzentration wirtschaftlicher Macht erlaubt einer kleinen Gruppe von Managern und

Aktionären, über die Zukunft der Volkswirtschaft und damit der Menschen nach privaten Interessen zu entscheiden. Wirtschaftliche Macht ist heute mehr denn je politische Macht. Wir erleben das deutlich bei der „konzertierten Aktion“, die diese Zustände unseres Erachtens noch befestigen wird. Die Gewerkschaften sollten die Freiheit, die sie heute noch haben, ausnutzen, um die bestehenden Macht- und Besitzverhältnisse, die ganz und gar undemokratisch sind, zu durchbrechen. Wir begrüßen, daß Otto Brenner Lohnleitlinien klar abgelehnt hat. Trotz ständiger Diffamierung ist die Forderung nach einer Vermögensumverteilung nach wie vor aktuell. Dringend erforderlich ist weiterhin eine Ausdehnung der Mitbestimmung auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Die letzten Monate haben gezeigt, daß ohne eine volkswirtschaftliche Rahmenplanung sinnvolles Wirtschaften nicht mehr möglich ist. Die „konzertierte Aktion“ wird aber die Macht der Unternehmer stärken,

wenn deren Gewinne um 22 v. H., die Löhne aber nur um 3 v. H. steigen sollen. Heute könnte der erste Schritt zu einer Demokratisierung der wirtschaftlichen Machtverteilung getan werden. Die Unternehmer sind auf die Hilfe des Staates angewiesen. Es wäre leichter als je, eine Sozialisierung derjenigen Investitionen, die mit Steuergeldern und durch den Verzicht der Gewerkschaften auf Lohnerhöhungen ermöglicht werden, durchzusetzen.

Lütgert: Welche Vorstellungen haben Sie von der Weiterentwicklung der Demokratie in der Bundesrepublik Deutschland?

Streck: Vorerst sehen sich die demokratischen Kräfte in der Bundesrepublik in die Defensive gedrängt; sie müssen bestehende Freiheitsrechte verteidigen. Die große Koalition wird das ohnehin schwache Verständnis für ein demokratisches Wechselspiel zwischen Regierung und Opposition bei der Bevölkerung nicht gerade vergrößern. Wenn die NPD sich fängt, wird sie 1969 stark an Stimmen gewinnen. Der SHB hat auf seiner letzten Delegiertenversammlung nachdrücklich die Wiedermalzulassung der KPD gefordert, um das Parteienspektrum zu verbreitern und das innenpolitische Klima zu entkräften. Man muß der äußersten Linken zugestehen, was man rechtsradikalen Kräften ohne weiteres einräumt.

Für eine echte Demokratisierung unserer Gesellschaft müssen darüber hinaus zwei Bedingungen erfüllt werden: 1. Die Arbeiter müssen aus ihrer Rolle als Wirtschaftsuntertanen heraus und zu betrieblicher und wirtschaftlicher Mitverantwortung gelangen. 2. Die innerparteiliche Demokratie der großen Parteien muß gestärkt werden. Insbesondere eine Partei wie die SPD kann nicht ohne demokratische Willensbildung von unten nach oben bestehen.

Lütgert: Der SHB gilt als Studentenorganisation der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Ein Sprecher der SPD teilte vor kurzem mit, daß die Partei dem SHB keine finanziellen Mittel mehr zur Verfügung stelle. Diese Meldung wurde später dementiert. Welche Auswirkungen hatte dieser Vorfall und wie beurteilen Sie die Rolle einer Jugendorganisation, die im Unterschied zur Gewerkschaftsjugend parteipolitisch gebunden ist?

Streck: Der SHB versucht, innerhalb der deutschen Sozialdemokratie wirksam zu werden, er befindet sich auf dem Boden des Godesberger Programms. Wir glauben, daß – bei aller Kritik an der augenblicklichen Verfassung der SPD – diese die einzige Partei ist, mit der eine weitgehende Demokratisierung unserer Gesellschaft gelingen könnte. Ohne wirksame und enge Verbindung mit der deutschen Gewerkschaftsbewegung wird die SPD jedoch ihren gegenwärtigen kleinbürgerlichen Zuschnitt nicht ablegen. Wir wissen uns einig mit vielen Mitgliedern und Untergliederungen der Partei in unseren Auffassungen und in unserer Arbeit, bei der wir uns auch durch Aktionen und Vorfälle wie den von Ihnen genannten nicht irren machen lassen. Die Reaktion der Öffentlichkeit auf die Ankündigung des Parteivorstandes, man wolle uns die Zuschüsse entziehen, hat dazu beigetragen, daß der diesbezügliche Beschluß nach ein paar Tagen widerrufen wurde.

Das menschliche Gewissen muß sich an

Unser Mitarbeiter Gottfried Schäfers ging der Frage nach, ob es in der Bundeswehr so etwas wie Zivilcourage gibt

„Panzer von rechts!“ gellte der Befehl zum fünften Male. Die Grenadiere warfen sich zu Boden und nahmen Deckung.

„He, Sie da! Haben wohl Angst schmutzig zu werden, was?“

Die Soldaten waren über und über vom Lehm des Ausbildungsgeländes beschmiert. Sie konnten sich nicht denken, wer von ihnen gemeint war.

„Grenadier Meier, Sie machen wohl immer einige Schritte bis auf trockenes Gelände, bevor Sie sich hinwerfen?“

„Wieso?“ fragte der angesprochene Soldat und hob den Kopf.

„Sie fragen noch? Man sieht Ihnen doch kaum die Gefechtsausbildung an. Sie wiederholen die Übung ganz alleine!“ Die übrigen Soldaten feixten. Der Befehl zum Hinwerfen war jetzt so abgepaßt, daß der Panzergrenadier Meier mitten auf einem vor Nässe glänzenden Lehmmacker zu liegen kam.

„Achtung! Auf dem Koppelschloß kehrt!“ Meier gehorchte und drehte sich um hundertachtzig Grad.

„Auf dem Koppelschloß kehrt!“

Der Befehl wurde wieder ausgeführt. Der Ausbilder hatte seinen Spaß daran. Er brüllte sein „Auf dem Koppelschloß kehrt!“ so lange, bis an dem Kampfanzug des Panzergrenadiers Meier kein sauberer Faden mehr zu finden war.

Dieser Vorfall ereignete sich nicht etwa vor dem Jahre 1945 in der Großdeutschen Wehrmacht, sondern geschah vor einiger Zeit auf dem Ausbildungsgelände der Bundeswehr in Wolfenbüttel. Panzergrenadier Meier ließ sich die Schikane seines Vorgesetzten gefallen. Er verzichtete auf eine Beschwerde, und am Abend putzte er verbissen seinen Kampfanzug.

Strammstehen im Blut

Seit Generationen wird in Deutschland von den Vätern an die Söhne weitergegeben, daß Gehorsam die wichtigste Tugend ist. Durch Elternhaus, Kindergarten, Volksschule, höhere Schule, Lehrherrn wird den jungen Menschen diese Tugend eingebleut. Ausländischen Beobachtern erscheinen die Deutschen oft als ein Volk von Duckmäusern und Jasagern, denen das Rückgrat systematisch herausoperiert wurde. Man wundert sich nicht einmal darüber, wenn ein angesehener Familienvater strammsteht vor dem Gasabnehmer der Stadtwerke, nur weil der so etwas wie eine Uniform trägt. In der Bundeswehr treibt die Gehorsamspflicht geradezu groteske Blüten. So hatte der Panzerjäger Gerd S. in Rheine an der Ems zusammen mit einigen Kameraden ein Maschinengewehr zu reinigen. Nach getaner Arbeit marschierte er mit dem MG zu seinem Ausbilder. Der betrachtete einige Minuten das gesäuberte MG. Dann brüllte er den Panzerjäger Gerd S. an:

„Was, das soll sauber sein? Reinigen Sie das MG erst einmal, bevor Sie es mir zeigen!“

„Entschuldigen Sie, aber das MG ist sauber“, antwortete ruhig Panzerjäger Gerd S.

„Das MG ist dreckig!“ schrie der Ausbilder.

„Das MG ist sauber“, sagte der Panzerjäger, „es ist wirklich kein Staubkörnchen zu erkennen.“

„Und wenn ich sage, das MG ist dreckig, dann ist es dreckig!“



Die Stimme des Ausbilders überschlug sich:

„Ich erteile Ihnen jetzt den Befehl, das MG noch einmal zu reinigen!“

Panzerjäger Gerd S. nahm schweigend das MG auf und ging damit zu seinen Kameraden. Die hatten das Gebrüll gehört und waren gespannt auf den Bericht. Gerd S. erzählte ihnen, was vorgefallen war. Anschließend rauchten die Soldaten eine Zigarette. Das MG lag in der Ecke, niemand kümmerte sich darum. Nach Ablauf einer halben Stunde nahm es ein anderer der Gruppe auf und schleppte es zum Nachappell. Der Ausbilder begutachtete das seiner Meinung nach zweimal gereinigte MG und sagte:

„In Ordnung. Warum nicht gleich so?“ Der Panzerjäger mußte sich zusammenreißen, um nicht laut loszulachen.

Sie werden zu sturen Befehlsempfängern

Erlebnisse, wie es der Panzerjäger Gerd S. hatte, berichtet fast jeder Rekrut aus seiner Dienstzeit. Der Sanitäter Josef F. meinte:

„Ich glaube, der Sinn dieser Schikanen ist es, den Willen und das selbständige Denken der Soldaten zu brechen.“

Das steht zwar im direkten Gegensatz zu den Grundsätzen der Inneren Führung, wo der mitdenkende und sich mitverantwortlich führende Soldat oberstes Erziehungsziel ist, aber den vielen zweifel-

haften Ausbildern in der Bundeswehr fällt es leichter, mit sturen Befehlsempfängern umzugehen. Und deshalb werden die jungen Menschen in der Bundeswehr nach falschen Idealen erzogen.

„Tarnen, Täuschen und Verpissen!“ lautet der inoffizielle Wahlspruch der Panzergrenadiere in Ahlen (Westf.). Die meisten Soldaten haben sich dem Geist ihrer Vorgesetzten angepaßt und versuchen sich zu drücken: vor Arbeit, Verantwortung, Zivilcourage. Aber auch dieser Vorfall wurde mir in Ahlen berichtet: Der Panzergrenadier Winfried T. war eingeteilt worden zum Wachdienst. Mittags war Wachübergabe. Hierzu mußte die Wachstube sauber sein, die im gleichen Gebäude befindlichen Zellen für vorläufig festgenommene Personen mußten gereinigt werden. Winfried T. hatte die Zellen in sauberen Zustand versetzt, der wachhabende Unteroffizier B. hatte seine Arbeit für gut befunden. Trotzdem erschien Oberfeldwebel K., dem als „O.V.K.“ die Befehlsgewalt in der Kaserne übertragen war, die Zellen schmutzig. Er brüllte:

„Panzergrenadier T., reinigen Sie gefälligst die Zellen! Das sind ja Drecklöcher!“ Panzergrenadier T. wies darauf hin, das bereits getan zu haben, sein unmittelbarer Vorgesetzter Unteroffizier B. hätte die Zellen als sauber abgenommen. Oberfeldwebel K. schäumte vor Wut: „Wenn ich sage, die Zellen sind dreckig, dann sind sie es auch!“

Aber Winfried T. blieb stur. Dem ausdrücklich erteilten Befehl, die Zellen zu säubern, leistete er keine Folge. Er ließ sich festnehmen wegen Befehlsverweigerung.

Auf Veranlassung seines Kompaniechefs wurde Winfried T. nach einem halben Tag freigelassen. Er schrieb eine Beschwerde an den Kommandeur. Dieser gab ihm recht. Oberfeldwebel K. mußte sich bei dem Panzergrenadier Winfried T. entschuldigen.

Die Rechte der Soldaten

„Der Soldat hat die gleichen staatsbürgerlichen Rechte wie jeder andere Staatsbürger. Seine Rechte werden im Rahmen der Erfordernisse des militärischen Dienstes durch seine gesetzlich begründeten Pflichten beschränkt.“ Diesen Grundsatz stellt das „Soldatengesetz“ im Paragraphen 6 auf. Im gleichen Gesetz wird das Recht zur Beschwerde gegeben (§ 34) und die Gehorsamspflicht abgegrenzt gegenüber den Fällen, in denen Ungehorsam geboten erscheint (§ 11).

Ganz im Sinne des Soldatengesetzes handelte der Panzergrenadier Winfried T., als er das nochmalige Säubern der Zellen verweigerte. Es handelte sich bei diesem Befehl offensichtlich um eine Schikane, die gegen die Menschenwürde des Winfried T. verstieß. Und Befehle, durch die die Menschenwürde verletzt wird, brauchen nicht ausgeführt zu werden. Befehle, die „nicht zu dienstlichen Zwecken erteilt“ worden sind, können ebenfalls verweigert werden (beispielsweise der Befehl, der Frau des Hauptfeldwebels beim Teppichklopfen zu helfen). Es liegt in der Hand des Soldaten, ob er den Befehl ausführt oder verweigert. Schaden darf ihn seine Entscheidung in keinem Falle. Dagegen würde sich der Soldat selbst schuldig machen, wenn er Befehle ausführt, durch die ein Verbrechen oder Vergehen begangen wird.

Die Rechte der Soldaten werden den Rekruten auch während ihrer Bundeswehrzeit erläutert. Aber es hat sich gezeigt, daß es dann oft zu spät ist, weil der junge Mensch bereits zu sehr von dem Geist des „Gehorsams um jeden Preis“ gepackt ist. Es ist deshalb für jeden zu empfehlen, der in die Kaserne ziehen will, daß er sich zuvor über seine Rechte und Pflichten eingehend informiert.

Außer im Soldatengesetz würde die Zivilcourage eines Soldaten ihre rechtliche Unterstützung vor allem in der Wehrbeschwerdeordnung, im Wehrstrafgesetz, im Gesetz über den Wehrbeauftragten finden. In der Wehrbeschwerdeordnung werden Zulässigkeit, Frist und Form, Wirkung der Beschwerde, weitere Rechtswege und alle mit der Einlegung einer Beschwerde zusammenhängende Fragen geregelt. Hier heißt es auch:

„Niemand darf dienstlich gemaßregelt oder benachteiligt werden, weil seine Beschwerde nicht auf dem vorgeschriebenen Weg oder nicht fristgerecht eingelegt worden ist oder weil er eine unbegründete Beschwerde erhoben hat.“ (§ 2 WOB)

Man sieht, daß der Gesetzgeber das Beschwerderecht der Soldaten weitgehend schützt. Im Wehrstrafgesetz (§ 35) wird jedes Unterdrücken von Beschwerden durch Vorgesetzte mit Gefängnis, Einschließung oder Strafverurteilung bedroht. Darüber hinaus hat jeder Soldat das Recht, „sich einzeln ohne Einhaltung des Dienstweges unmittelbar an den Wehrbeauftragten zu wenden. Wegen der Tat-

kleinen Dingen schulen

Zeichnung: Halbritter
Foto: Werner H. Müller

sache der Anrufung des Wehrbeauftragten darf er nicht dienstlich gemäßregelt oder benachteiligt werden". (§ 7, Gesetz über den Wehrbeauftragten des Bundestages)

Schweigen der Karriere wegen

Die Abgeordneten des Deutschen Bundestages wollten eine Armee neuen Typs, als sie die Bundeswehr gründeten. Aber die „Schule der Nation“ ist dabei, erneut Generationen von Speichelleckern und devoten Jasagern zu züchten.

Eine Einheit aus Handorf bei Münster in Westfalen war im letzten Sommer nach Frankreich verlegt worden. Das Dörfchen La Courtine gewährte ihr Gastrecht. Auf die französische Erde des Truppenübungsplatzes fielen Schweißtropfen von Bundeswehrsoldaten. „Neckermann-Leutnants“ (Studenten, die in den Semesterferien Wehrübungen ableisten) bellten katalogmäßige Befehle.

Stabsunteroffizier Klaus M. war als Versorgungsoffizier verantwortlich für alles bewegliche Material. Der „V.U.-Raum“ in der französischen Kaserne war mit einem Vorhängeschloß abgesichert. Als Feldwebel P. jedoch etwas brauchte und den Versorgungsoffizier nicht schnell genug fand, setzte er sich über alle dienstlichen Anordnungen hinweg und brach die Tür auf. Stabsunteroffizier Klaus M. überraschte den Feldwebel P. dabei und meinte zu dessen Tun:

„Sie können doch nicht einfach das Schloß aufbrechen!“

Aber Feldwebel P. besann sich darauf, einen Dienstgrad höher zu stehen und brüllte den verdutzten Stabsunteroffizier an:

„Wie reden Sie überhaupt mit mir? Stehen Sie in Grundstellung, nehmen Sie die Hacken zusammen! Wenn ich etwas brauche, dann haben Sie einfach da zu sein! Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel.“

Die den Vorgang heimlich beobachtenden Rekruten waren sprachlos über diese Selbstdemütigung des Stabsunteroffiziers Klaus M., der sonst sie schikanierte. Er war zweifelsohne im Recht. Aber er schwieg, vermutlich weil er um seine Karriere fürchtete.

In der gleichen Einheit bewies der Gefreite Schulze, daß man durchaus Recht bekommt, wenn man nur darum kämpft. Die Soldaten waren wieder zurückgekehrt in ihre heimatliche Kaserne. Dem Gefreiten Schulze hing die ewige Gammellei zum Halse heraus. Er wollte versuchen, aus den 18 Monaten wenigstens etwas Nützliches mitzubekommen. Als am Schwarzen Brett vom Berufsförderungsdienst der Bundeswehr Reklame gemacht wurde, meldete sich der Gefreite Schulze zu einem Lehrgang. Dieser Lehrgang wurde vom Deutschen Gewerkschaftsbund durchgeführt und fand abends statt, wenn die Soldaten frei hatten.

Der brave Soldat gehorcht nicht

Es war wohl nur ein dummer Zufall, daß ausgerechnet am Mittwochabend Dienst angesetzt war, an dem auch der Lehrgang begann. Gefreiter Schulze mußte deshalb um Beurlaubung bitten. Er begab sich schon einige Tage zuvor zum Batteriechef und trug seinen Wunsch vor. Hauptmann K. lehnte den Antrag auf Beurlaubung ab:

„Ihr Privatleben interessiert mich nicht, das ist mir schnuppe!“

Als der Gefreite Schulze entgegnete, so sehr privat wäre seine Bitte nicht, es

handele sich schließlich um eine Veranstaltung des Berufsförderungsdienstes, für die in der Kaserne geworben wird, unterbrach ihn Hauptmann K. und brüllte:

„Kein Wort mehr darüber!“

Gefreiter Schulze ging. Schon am Mittag des gleichen Tages war er erneut bei seinem Batteriechef. Er hatte den Mund noch nicht geöffnet, als er schon wieder angebrüllt wurde:

„Wie grüßen Sie denn? Ihr Gruß ist ja saumäßig! Gehen Sie noch einmal hinaus!“

Gefreiter Schulze wiederholte das lächerliche Zeremoniell.

„Ihr Gruß ist immer noch Mist, aber was wollen Sie denn eigentlich?“

„Ich möchte mich abmelden zum Rapport beim Kommandeur.“

„Soll ich Sie dort anmelden?“

„Das wäre mir lieb, dann brauche ich es nicht selbst zu tun“, antwortete Gefreiter Schulze. Er wußte, daß Hauptmann K. dem Kommandeur seine Darstellung von den bisherigen Gesprächen geben würde. Aber das konnte er sowieso nicht verhindern.

Am nächsten Morgen bekam Gefreiter Schulze vom Kommandeur dienstfrei für den Besuch des Lehrganges. Der Kommandeur sagte: „Ich kann das nur fördern, wenn sich die Soldaten in ihrer Freizeit weiterbilden wollen und nicht nur am Bierhahn sitzen.“ Hauptmann K. wurde vom Kommandeur unterrichtet. Als sich der Gefreite Schulze zurückmeldete, meinte Hauptmann K.:

„Ich billige zwar nicht die Entscheidung des Kommandeurs, aber weil er nun mal so entschieden hat, bekommen Sie für den Besuch des Lehrganges frei.“

In den kommenden Wochen ging der Gefreite Schulze an jedem Mittwochabend zu dem Lehrgang des Berufsförderungsdienstes. Es stand kein Dienst auf dem Plan, so daß er vorläufig nicht um Urlaub bitten mußte. Erst als von der Lehrgangsführung eine ganztägige Be-



sichtigung vorgesehen war, mußte er wieder zu seinem Batteriechef. Der Gefreite Schulze wurde zunächst vertröstet. „Da müssen wir erst rückfragen“, hieß es, obwohl der Kommandeur ganz deutlich angeordnet hatte, daß dem Gefreiten Schulze der Besuch des Lehrganges zu ermöglichen sei. Am Abend gab man ihm den Bescheid: „Sie kriegen frei.“ Der gleichzeitig anwesende Spieß fragte, was er als Grund für den Tag Urlaub eintragen solle. „Schreiben Sie: Wegen schlechter Leistung!“ wurde ärgerlich geantwortet. Einige Tage später erfuhr der Gefreite Schulze, daß seine Einheit für ein paar Wochen ins Manöver müsse. Er konnte deshalb an den nächsten Lehrgangsabenden und an der Abschlußprüfung nicht teilnehmen. „Mit großzügigen Maßnahmen wird die berufliche Fort- oder Ausbildung für die Rückkehr in das zivile Erwerbsleben betrieben“ heißt es in einer Broschüre des Bundesministers für Verteidigung, die dem Gefreiten Schulze in die Hand gedrückt wurde. Von Großzügigkeit hatte er nichts gespürt. Und all seine Anstrengungen, trotzdem einen Lehrgang des Berufsförderungsdienstes mitmachen zu können, waren vergebliche Liebesmüh', weil er jetzt ins Manöver ziehen mußte.

Zivilcourage lohnt sich nicht?

„Da sieht man es wieder: seine Beschwerden haben dem Gefreiten Schulze außer Scherereien nichts eingebracht. Es ist eben besser, wenn man die Klappe hält.“ Dies ist die Meinung fast aller Wehrpflichtigen. Zivilcourage ist deutschen Soldaten ein fremdländisch' Ding. Aber haben sich die Beschwerden des Gefreiten Schulze wirklich nicht gelohnt? Es ging zwar nur um eine Sache, die von vielen als nebensächlich abgetan würde, aber wer hier klein beigt, wird sich auch himmelschreienden Ungerechtigkeiten beugen. Das menschliche Gewissen muß sich an kleinen Dingen bilden.

Wir haben seinerzeit von den Vorfällen in Nagold gelesen und uns darüber empört, daß sich die Rekruten alle Schikanen gefallen ließen. Aber wurden nicht auch hier die jungen Menschen zunächst durch kleine versteckte Fouls zu Untertanen erzogen? Und wer einmal den Kopf eingezogen und seine Menschenwürde verleugnet hat, findet immer eine Ausrede: Der Vorgesetzte hat den längeren Arm; alle anderen befolgen den Befehl auch; meine Beförderung wäre in Gefahr; wenn ich es nicht tue, tut es ein anderer. Unsere jungen Männer sollten jetzt in Friedenszeiten ihren Mut zusammenskratzen, um für Recht und Menschlichkeit einzutreten. Die Zivilcourage eines jeden kleinen Soldaten kann verhindern, daß in der Bundeswehr die Demokratie mit Füßen getreten wird, daß sich unsere Armee zu einem Staat im Staate entwickelt.

Wie wenig Zivilcourage unsere Soldaten manchmal besitzen, mag folgende Szene erläutern. Ich erlebte sie an der Wache des I. Korps in Münster:

Ein junger Mann von etwa 16 Jahren begehrt Einlaß. Der Gefreite M. sagt:

„Darf ich bitte Ihren Ausweis haben?“

„Oh, den habe ich vergessen“, stotterte der junge Mann.

„Dann kann ich Sie nicht einlassen.“

„Aber hören Sie mal, ich bin doch der Sohn des Majors L., ich will zu meinem Vater.“

„Sicher, das ist natürlich etwas anderes“, entgegnete der Gefreite M. und ließ den jungen Mann herein.

Nach einigen Minuten fragte ich den Gefreiten M., wieso er denn plötzlich den jungen Mann gekannt habe. Er wurde verlegen, mochte mir gegenüber aber nicht eingestehen, daß ihn die bloße Erwähnung des Namens „Major L.“ die Tür öffnen ließ. Wenn demnächst ein fremdländischer Agent beim I. Korps Einlaß begehren und sich darauf berufen würde, doch Oberst C. zu sein, öffneten sich auch ihm alle Türen.



junges forum

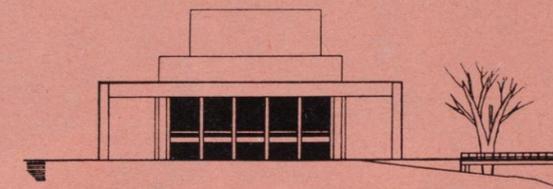
Ruhrfestspiele Recklinghausen

18. Juni bis 25. Juli 1967



Foto: Hans Rudolf

Das „junges forum“ ist ein für alle jungen Menschen geöffnetes Kulturwerk im Rahmen der Ruhrfestspiele, in Partnerschaft getragen von der Abteilung Jugend des DGB-Bundesvorstandes und der Stadt Recklinghausen.



Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes verleiht am 27. Juni 1967 den Kulturpreis im Haus der Ruhrfestspiele.

Die Industriegewerkschaft Druck und Papier verleiht am 17. Juni 1967 den Journalistenpreis im Haus der Ruhrfestspiele.

Ensemble der Ruhrfestspiele

Napoleon oder Die hundert Tage

Drama von *Christian Dietrich Grabbe*
in der Bearbeitung von Alfred Erich Sisti

Inszenierung August Everding
Bühnenbild und Kostüme Jörg Zimmermann
Bühnenmusik Peter Fischer

Agnes Fink, Erni Wilhelm, Addi Adametz, Eva Berthold, Brigitte Graf, Rita Graun, Ingeborg Kloiber, Mathilde Zedler, Ellen Bittmann, Eva-Maria Coenen, Ingeborg Storck, Liselotte Wiedemann

Heinrich Schweiger, Leonard Steckel, Ullrich Haupt, Peter Mosbacher, Rudolf Vogel, Traugott Buhre, Alexander Hogarth, P. Walter Jacob, Erich Thormann, Heinz Hermann Bernstein, Werner la Dous, Volkmar Eckard, Walter Feuchtenberg, Werner Gaefke, Siegfried Grönig, Konrad Horschik, Hans Kahlert, Erich Keddy, Peter Kner, Otto Kuhlmann, Karl Striebeck, Harry Wolff, Ulrich Düwert, Manfred Göting, Manfred Helmich, Achim Sauter, Thomas M. Wenske

Choreographie Günter Titt

junges forum

Ruhrfestspiel-Seminare

Im Zusammenhang mit den Aufführungen des Dramas von Christian Dietrich Grabbe „Napoleon oder Die hundert Tage“ finden Seminare statt, in denen die Bedeutung der Aussage Grabbes für unsere Gesellschaft und den einzelnen untersucht wird. Das Gespräch mit den Künstlern nach dem Besuch der Aufführung im Ruhrfestspielhaus bildet jeweils den Abschluß eines Seminars.

Termine: 16. - 19. Juni 22. - 25. Juni
26. - 29. Juni 1. - 4. Juli

Sonderprospekt auf Anforderung.

Ensemble der Ruhrfestspiele

Schweyk im zweiten Weltkrieg

Von *Bertolt Brecht*

Musik Hanns Eisler

Inszenierung Peter Palitzsch
Bühnenbild und Kostüme Wilfried Minks

Ursula von Reibnitz, Anneliese Betschart, Rita Graun, Karin Mitterhauser

Hanns Ernst Jäger, Hugo Lindinger, Traugott Buhre, Heinz Frölich, Heinz Hermann Bernstein, Werner la Dous, Volkmar Eckard, Walter Feuchtenberg, Werner Gaefke, Siegfried Grönig, Konrad Horschik, Hans Kahlert, Erich Keddy, Peter Kner, Hans-Peter Kurr, Karl Striebeck, Harry Wolff

Pianisten Klaus Melchers, Frank Wunsch

Westfälisches Sinfonieorchester

1. Sinfoniekonzert

Sinfonie Nr. 5 (Uraufführung)
Benjamin Frankel

Konzert für Violine und Orchester D-Dur op. 77
Johannes Brahms

Sinfonie Nr. 3 Es-Dur op. 55 (Eroica)
Ludwig van Beethoven

Dirigent Hubert Reichert Solist Nathan Milstein

Berliner Philharmonisches Orchester

2. Sinfoniekonzert

Ouvertüre „Römischer Karneval“ op. 9
Hector Berlioz

Sinfonie Nr. 4 A-Dur op. 90 (Italienische)
Felix Mendelssohn-Bartholdy

Sinfonie Nr. 2 D-Dur op. 73
Johannes Brahms

Dirigent Sir John Barbirolli

Kammermusikvereinigung der Bostoner Sinfoniker

Kammermusik

Streichtrio in B-Dur
Franz Schubert

„Summer Music“ (für Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn)

Samuel Barber

Quartett in D-Dur für Flöte, Violine, Viola und Violoncello, K.V. 285

Wolfgang Amadeus Mozart

Nonett für Streichquartett und Bläser (Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn), op. 31

Ludwig Spohr

Auftragsinszenierung der Ruhrfestspiele
an die Freie Volksbühne Berlin
Intendant Hansjörg Utzerath

Bürger Schippel

Komödie von *Carl Sternheim*

Inszenierung Hansjörg Utzerath
Bühnenbild H. W. Lennweit

Maria Emo

Uwe Friedrichsen, Wolfgang Wahl, Alexander von Rosen, Robert Dieltl und andere

Ausstellung der Ruhrfestspiele

Zauber des Lichts

Von Cézanne bis heute

Leitung Thomas Grochowiak

Die verschiedenen Möglichkeiten der künstlerischen Gestaltung durch das Phänomen des Lichts werden an Werken aus unserem Jahrhundert demonstriert. Beginnend mit dem atmosphärischen Naturlicht der Impressionisten Pissarro, Sisley, Renoir, Cézanne und van Gogh läßt die Ausstellung die kraftvoll leuchtenden Bilder der Fauves und Brücke-Maler, die lichterfüllte Malerei von Delaunay, Macke, Matisse bis zu Manessier und Nay folgen. Licht als Ausdrucksmittel seelischer Grundhaltungen oder als Symbolwert sowie das magische Licht der Surrealisten werden in Werken bedeutender Künstler gezeigt. Die Ausstellung klingt aus mit Objekten, in denen das technische Kunstlicht als Gestaltungsmittel eingesetzt ist.

Die Ausstellung wird in der Städtischen Kunsthalle gegenüber dem Hauptbahnhof vom 8. Juni bis zum 30. Juli 1967 gezeigt. Sie ist täglich geöffnet von 10 bis 19 Uhr (auch an Sonn- und Feiertagen).

Eintrittspreise: Bis zu 18 Jahren, und ab 18 Jahre, soweit in der Berufsausbildung stehend, 0,50 DM; geschlossene Jugendgruppen 0,30 DM.

Tonbandführungen für Gruppen nach vorheriger Anmeldung. Ausstellungskatalog 8,00 DM

junges forum

Seminar zur Ausstellung „Zauber des Lichts“

In Verbindung mit der Kunstausstellung wird vom 13. bis 16. Juli ein Seminar veranstaltet. Zum Programm gehören Ausstellungsbesuche, Diskussionen, Gespräche mit Künstlern und ein Theaterbesuch.

Sonderprospekt auf Anforderung.

Lippische Landesbibliothek Detmold

Die Geschichte in Grabbes Dichtung

Im Foyer des Ruhrfestspielhauses zeigt die Lippische Landesbibliothek unterstützt durch den Landschaftsverband Westfalen-Lippe eine Ausstellung von Werken, Autographen, Manuskripten und Literatur zu diesem Thema.

Ausstellungskatalog 2,00 DM

Auftragsinszenierung „junges forum“
an Musiktheater im Revier
Intendant Professor Günter Roth

Lehrstück

Von *Bertolt Brecht* und *Paul Hindemith*

Inszenierung und Bühnenraumgestaltung Günter Roth
Musikalische Leitung Ljubomir Romansky

Walter Cuhay, Werner la Dous, Pit Krüger, Helmut Meusch, Günter Reich, Herbert Fomme
Der Chor des Musiktheaters im Revier, das Städtische Orchester Gelsenkirchen und ein Bläserorchester

junges forum

Die Aufgabe der Kunst in der Politik

Das „junges forum“ eröffnet seine Veranstaltungen mit einem Podiumsgespräch unter Leitung von Professor Heinrich Rodenstein.

Einleitende Kurzreferate: Dr. Rudolf Krämer-Badoni und Gerhard Zwerenz

Sonntag, 18. Juni 16 Uhr

junges forum

Betrieb und Schule – ohne Demokratie?

Jugendsprecher, Betriebs- und Jugendvertreter diskutieren über die Möglichkeiten demokratischer Mitgestaltung.

Leitung: Helmut Neukirch und Dr. Wilhelm Schulze-Marmeling
Samstag, 24. Juni 10-18 Uhr

junges forum

Morgen

6 westeuropäische Kurzfilme zum Thema „Morgen“

Aus dem westeuropäischen Kurzfilm-Angebot wurden repräsentative Streifen junger Autoren zum Thema „Zukunft“, die Beschreibung einer „realen Utopie“, ausgewählt.

Einführung und Leitung: Peter M. Ladiges (Baden-Baden)
Samstag, 15. Juli 14-17 Uhr

Westdeutsches Fernsehen

Jugend ohne Utopie

Unsere Gegenwart: Abklatsch der Vergangenheit – oder Straße in die Zukunft?

Junge Menschen diskutieren mit Fachleuten über Probleme von morgen, die eigentlich solche von heute sind. Demonstrationen durch Funk und Fernsehen. Schriftliche Erläuterungen auf Anfrage.

Leitung: Alexander von Cube
Samstag, 22. Juli 10-18 Uhr

Norddeutscher Rundfunk

Ein Abend für junge Hörer

Gastspiel des Norddeutschen Rundfunks unter dem Motto „Wer hat Angst vor Demonstranten?“

Eine Sendung über Krawalle, Unruhen und Protestaktionen junger Menschen. Mit Dethardt Fissen als Gastgeber. Es musizieren junge Amateure.

Direktübertragung auf der Mittelwelle von 19.30 bis 21.30 Uhr.

Die Plätze müssen bis 19.15 Uhr eingenommen sein.

Norddeutscher Rundfunk

Jazz-Workshop-Konzert

mit Bill Smith (Seattle), Klarinette, als Band-Leader
Karin Krog (Oslo), Vocal
Jean Luc Fonty (Paris), Violine
Benny Bailey (München), Trompete
Palle Mikkelborg (Kopenhagen), Trompete
John Marshall (London), Posaune
Nathan Davis (Paris), Tenor-, Sopransaxophon, Flöte, Bassklarinetten
Christer Boustedt (Stockholm), Altsaxophon, Flöte
Jan Konopasek (München), Bariton-, Tenorsaxophon, Flöte

Ingrid Hoffmann (Köln), Piano, Orgel, Vibraphon
Kurt Lindgren (Stockholm), Baß, Piano
Albert Heath (Stockholm), Schlagzeug

Änderungen vorbehalten

Leitung: Hans Gertberg

Übertragung des NDR UKW-Nord.

Die Plätze müssen bis 19.15 Uhr eingenommen sein.

Westdeutsches Fernsehen

Lieder gegen den Tritt

Aggressive Lieder aus fünf Jahrhunderten für interessierte junge Leute.

Leitung: Dieter Mendelsohn

Regie: Kurt Wilhelm

Die Veranstaltung wird vom Deutschen Fernsehen aufgezeichnet.

junges forum

Beat und Lyrik

Eine akustisch-optische Non-Stop-Schau.

Es wirken mit:

1. Frederic and the Rangers, Recklinghausen

2. Die Dakotas, Recklinghausen

Lyriker: Heiko Douthé (Hamburg), Arnfrid Astel (Saarbrücken), Reimar Lenz (Berlin), Peter Schütt (Hamburg)

Leitung: Dieter Schmidt

Deutscher Gewerkschaftsbund
Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft

Woche der Wissenschaft

vom 3. bis 7. Juli 1967

Friedenspolitik und Friedenssicherung

Korea - Vietnam - Deutschland

Technik - Rüstung - Wirtschaft

Können die Deutschen einen Beitrag zur

Friedenssicherung leisten?

Krieg und Frieden im Geschichtsunterricht

Kann man zum Frieden erziehen?

Auskünfte erteilt
Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft
4 Düsseldorf, Friedrich-Ebert-Str. 34-38, Telefon 35 01 51



Brasiliens Jugend geht auf die Barrikaden

Von Oscar Peter Brandt



Die Trommler

Hinweg mit der Diktatur!" Pedro, einer der jungen, schlanken Mestizen, Facharbeiter, und Juanita, Studentin der Volkswirtschaft, führen dieses Transparent in dem Demonstrationszug mit. „Wiederzulassung der verbotenen Parteien“, heißt es auf einem anderen Transparent, das ein junger Gewerkschaftler zusammen mit einem ebenso jungen Schriftsteller tragen. Zehntausende von jungen Menschen sind es, die durch die Straßen von Rio de Janeiro ziehen – in Brasília, Sao Paulo, in Recife und Bahia und Belem do Para und auch in der Dschungelstadt Manaus ist das nicht anders. Brasiliens Jugend, weiß-, braun-, rot- und schwarzhäutig, ist auf die Barrikaden gegangen. Das viertgrößte Land der Erde ist stolz darauf, ein Land vieler Rassen zu sein. Die Jugend kennt auch keine Rassenschranken mehr. Die jungen Menschen sagen klar, was sie wollen: die Wiederherstellung der demokratischen Ordnung – eine wirtschaftliche und soziale Aufrüstung – Kampf gegen die Korruption und Feudalherr-

schaft. Das Gesamtergebnis der „Revolution der Militärs“ vor drei Jahren fassen sie wie folgt zusammen: Gegner der Militärherrschaft wurden zu Tausenden in die Gefängnisse geworfen – Kämpfern für eine soziale Neuordnung wurde jede politische Betätigung verboten – die Not der Massen der 80 Millionen Brasilianer wuchs. Schützenhilfe bekam Brasiliens fortschrittliche Jugend zum erstenmal auch vom Klerus. „Die Jugend hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, öffentlich zu demonstrieren“, bekannte der Erzbischof von Recife und Olinda, Dom Helder Camara.

Der 3. Oktober 1966 wird als ein „Tag der Trauer“ bezeichnet. An diesem 3. Oktober war der 64 Jahre alte Marschall Arturo da Costa e Silva unter Ausschluß des Volkes zum neuen Präsidenten Brasiliens gewählt worden. Die „Wahl“ vollzogen hatten die Abgeordneten der auf dem Verordnungswege vom amtierenden Präsidenten Castelo Branco geschaffenen Regierungspartei Arena. Eine sogenannte „Oppositionspartei“ – als

Fassade dem Ausland gegenüber schuf er auch – ebenfalls auf dem Wege der Verordnung. Das aber war nur der Beginn zu weiteren diktatorischen Maßnahmen. Im Januar 1967 billigte der Brasilianische Kongreß eine neue Verordnung, die das Parlament praktisch entmachtete. Sie räumt dem designierten Präsidenten da Costa e Silva, der am 15. März 1967 sein Amt übernahm, nahezu diktatorische Vollmachten ein. Nach einem ebenfalls verabschiedeten neuen Pressegesetz darf der Präsident auch nicht mehr kritisiert werden.

„Ich sehe, wie sich viele Volksschichten in blinder Jagd nach persönlichen Vorteilen gegen die Gemeinschaft erheben. Ich erblicke überall um mich herum Skandale und Korruption. Ich sehe politische Günstlingswirtschaft und Gönnerntum, die am Mark der Nation saugen. Im öffentlichen Leben wird kaum noch ein Unterschied gemacht zwischen dem Geheiligten und dem Lasterhaften. Der Mächtige kann sich alles erlauben, während der Schwächere keine Privilegien

genießt“, empörte sich der ehemalige Staatspräsident Janio Quadros.

Daran hat sich bis heute nichts geändert. Der neueste Skandal beweist es: Kaffeebarone, Geschäftsleute, Fabrikanten und Besitzer von Latifundien tauschten die schwindsüchtigen Cruzeiros in amerikanischen Dollars um. Die Organisation IOS (Investors Overseas Services) schaffte die für das Land so außerordentlich wichtigen Devisen auf dem Flugwege nach Zürich auf Schweizer Banken. Alles in allem mehrere hundert Millionen Dollar. Immer wenn eine neue Million zusammen war, gab die IOS in ihren Luxusappartements von Rio wie São Paulo eine „Million-Dollar-Party“ mit attraktiven jungen Mädchen.

„Durch das Fluchtgeld und die Steuerhinterziehungen gehen uns jedes Jahr mindestens 15 Milliarden Mark verloren“, erfuhr ich von einem hohen Beamten im Finanzministerium. „Ich wage folgende Behauptung: Würden die Fabrikanten, Grundherren und Geschäftsleute unseren Staat nicht jedes Jahr um diesen Be-

trag betrügen, brauchten wir überhaupt keine Entwicklungshilfe."

In Brasilien ist kaum etwas mit normalen Maßstäben zu messen. Es hat, pro Kopf der Bevölkerung, mehr Milliardäre als die USA. Die Zahl der Millionäre ist höher als in der Bundesrepublik. Dann aber kommt eine riesige Lücke. Nur 25 v. H. der 80 Millionen Einwohner gehören zum Mittelstand – 35 Millionen hungern, und 70 v. H. der Bevölkerung sind auch heute noch Analphabeten.

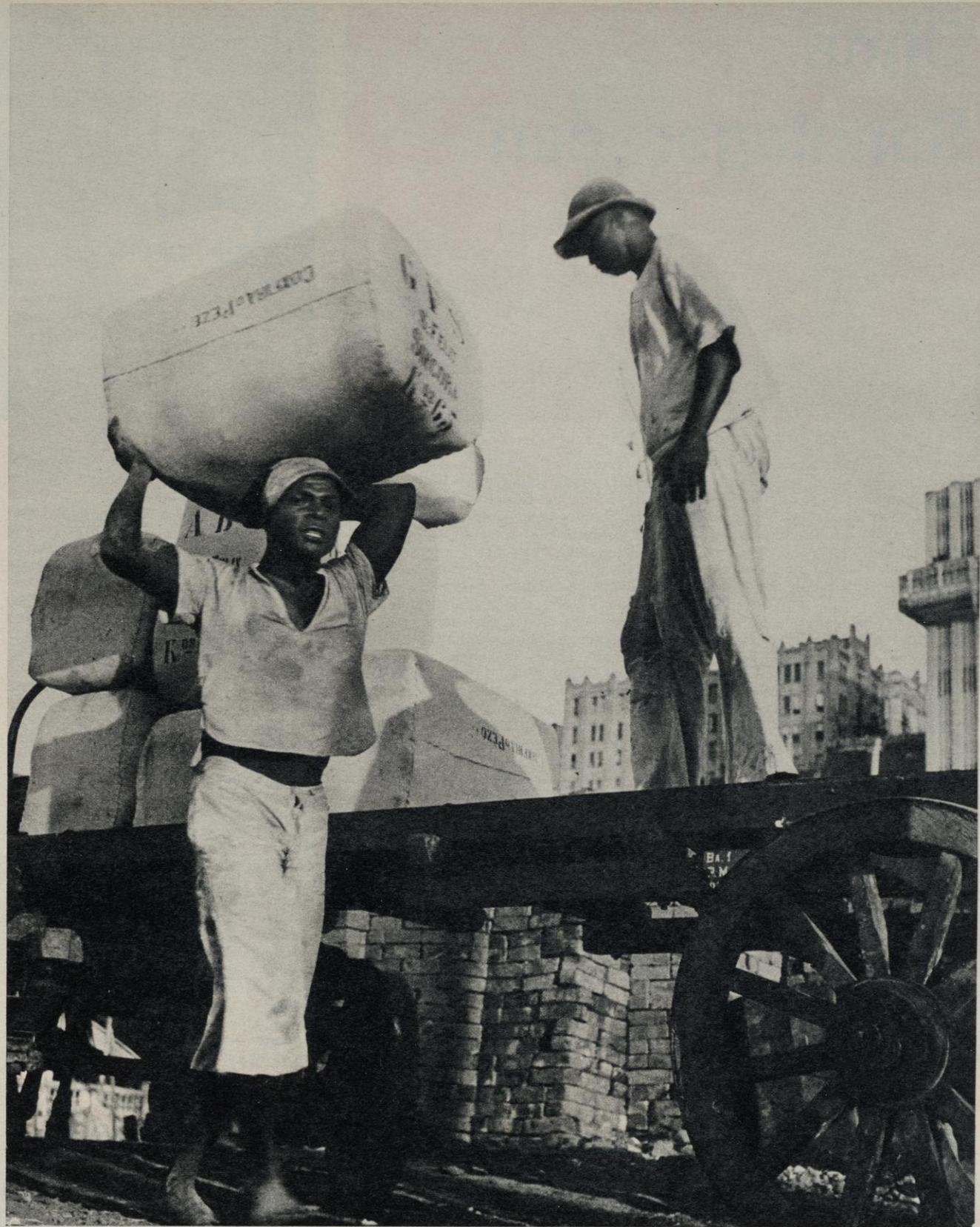
Brasiliens Jugend

Die jungen, fortschrittlichen Brasilianer prangern aber nicht nur die Mißstände deutlich an – sie zeigen auch den Weg in eine bessere Zukunft: „Identifizieren Sie bitte nicht die Brasilianer mit der kleinen Schicht verantwortungsloser Landlords, profitgieriger Fabrikanten und korrupter Abgeordneter“, sagen sie. „Unser Volk schreit geradezu nach Ordnung, Anständigkeit und Sauberkeit, nach einem sozialen Ausgleich, nach Arbeitsmöglichkeiten und Ausbildung.“

60 Millionen Brasilianer drängen sich in dem nur zwischen 100 bis 200 Kilometer breiten Streifen an der Küste, wo es weder genügend Arbeit noch Platz gibt. 6 Millionen Quadratkilometer des Landes (24mal der Fläche der Bundesrepublik entsprechend) sind fast menschenleer. Land und Wasser, Natur- und Bodenschätze sind im Überfluß vorhanden. „400 Millionen Menschen könnte Brasilien bequem ernähren und allen Arbeit bei einem hohen Lebensstandard geben“, haben die Experten festgestellt. Unerschöpflich scheint der Reichtum dieses Landes zu sein, das die Brasilianer gerne als eigenen Kontinent bezeichnen, den „Kontinent der Zukunft“.

„500 Jahre lang“, sagen die jungen Brasilianer, „hat eine kleine Schicht nur an sich gedacht, jetzt müssen wir für alle sorgen. Auf allen sozialen Sektoren hinken wir hundert Jahre hinter den meisten Ländern hinterher.“ Die Löhne und Gehälter der Arbeiter, der Angestellten und Beamten sind niedrig. Nur sechs Stunden muß der amerikanische Arbeiter aufwenden, um eine fünfköpfige Familie eine Woche lang gut zu ernähren. Der „Warenkorb“ enthält Fleisch und Butter, Obst und Gemüse, Milch und Käse, alles hochwertige Nahrungsmittel. Für den gleichen „Warenkorb“ sind bei den brasilianischen Arbeitnehmern 58 Stunden, fast zehnmal soviel, erforderlich. „Wir müssen uns also“, stellt der Arbeiter Rüdolfo de Beila in São Paulo fest, „mit Bohnen und Brot, wenig Fleisch und Öl begnügen. Bekleidung können wir uns nur kaufen, wenn die Frauen und Kinder gleichfalls berufstätig sind. Der kleine Mann in Brasilien hat bisher nicht die geringste Chance.“ Bei den jungen Facharbeitern und Ingenieuren, den Angestellten und Beamten und den jungen Angehörigen der akademischen Berufe, die trotz der hohen Gewinnspannen von 100 bis 200 v. H. der Fabrikanten mit nur 150 bis 300 Mark monatlich entlohnt werden, gärt es. Sie wollen sich nicht mehr um ihren Anteil am wirtschaftlichen Aufbau – wie er sich in São Paulo mit seinen 40 000 Fabriken vollzog – betrügen lassen.

Und hier erfährt man: „Wir brauchen die soziale Revolution.“ Sie erinnern an die Worte des unvergeßlichen John F. Kennedy, der seinen Landsleuten und der Welt bereits 1963 sagte: „Wir müssen uns an die Spitze der sozialrevolutionären Bewegungen in den Entwicklungsländern stellen.“ Und an Adlai Stevenson, der nach seiner Rundreise durch zehn lateinamerikanischen Staaten bekannte: „Wenn



Dockarbeiter in Bahia

Fotos: Almas-Bavaria

die Freiheit nicht den vielen Armen hilft, wird sie auch die wenigen Reichen nicht retten können.“ Auch in São Paulo regt sich jetzt kirchlicher Widerstand gegen das totalitäre Regime – gegen die Ausbeutung der Massen. Agnello Rossi, Kardinal-Erzbischof von São Paulo, 85 Jahre alt, seine Kirchenprovinz, die Bischöfe von Copacabana und Santa Maria, der Generalvikar von Rio und andere erklärten sich mit den Ausgebeuteten und Geknechteten solidarisch. „Der Platz der Kirche muß jetzt beim Volk sein.“

Nach wie vor sind es die Feudalherren und die Militärs – unter ihnen allein 40 pensionierte Marschälle, 1500 pensionierte Generale, die Zahl der Obersten ist noch weit höher –, die jede soziale Neuordnung verhindern. Die Latifundienbesitzer im Nordosten mit Jahresnettoeinnahmen von einer Million Mark halten sich bewaffnete Söldner. Ihre Landarbeiter, Camponeses genannt, wohnen in erbärmlichen Hütten und ver-

dienen nur 50 Mark den Monat. Wer gegen diese Ausbeutung zu protestieren wagt, wird zusammengeschlagen und aus seiner Hütte vertrieben. Der Neubau von Schulen wird hintertrieben. „Analphabeten dürfen nicht wählen. Solange die Masse des Volkes weder lesen noch schreiben kann, werden wir die Herrscher des Landes sein.“

40 Millionen Brasilianer sind erst 21 Jahre jung. „Wir jungen Südamerikaner“, sagen sie, „müssen erkennen, daß die Ideale der Demokratie und auch die des Christentums verraten wurden. Der nackte Materialismus regiert. Unser Vertrauen, das wir der älteren Generation entgegenbrachten, ist erschüttert. Unsere Aufgabe ist klar, und die Zeit ist reif: Gegen den Widerstand der Reichen und Satten, die geistig noch im Mittelalter leben, müssen wir nun eine bessere Zukunft für alle aufbauen. Den Bewohnern in den Favelas, den Landarbeitern, den Arbeitslosen, den Analphabeten – mehr als 50 v. H. der Bevölkerung – haben einen niedrigeren Lebensstandard als die Rus-

sen – davon, daß in Sowjetrußland jedes Kind eine gute Ausbildungsmöglichkeit hat, ganz zu schweigen. Ganz zu schweigen davon, daß die Massen bei uns – Maßstäbe an die USA, Schweden, England, Deutschland, die Schweiz, Australien, Kanada usw. angelegt – noch bessere Sklaven sind. In Brasilien mit seinem unerhörten Reichtum muß sehr viel geändert werden – dafür kämpfen wir.“

Verwundert aber und erbittert stellt diese Jugend fest, daß die Demokratien – allen voran die USA – gegen die „Herrschaft der Militärs“ keine Einwendungen haben. Verwundert und erbittert stellt sie weiter fest, daß auch die Nordamerikaner und die Deutschen, die in Brasilien einige Milliarden Mark investierten, keine sozialen Impulse auslösten. „Sie wollen alle nur verdienen, verdienen und nochmals verdienen. Von den goldenen Worten, daß Eigentum in sozialer Hinsicht verpflichtet, spüren wir hier nichts.“ Brasiliens Jugend – Brasiliens Sozialrevolutionäre haben noch einen langen und harten Kampf vor sich.

Ohne Sonntagsreden

Zum ÖTV-Bundesjugendtreffen in Berlin



Diese ÖTV-Veranstaltung war wie geschaffen, um mit dem Berlin-Mythos aufzuräumen und zum Nachdenken zu zwingen. Nicht Selbstbestätigung oder aber Selbstanklage, sondern kritisches Erleben und betroffenes, gezieltes Fragen kennzeichneten die Haltung der Teilnehmer am 3. ÖTV-Bundesjugendtreffen vom 30. April bis 6. Mai 1967. Sie erfuhren, viele zum ersten Male, aus zahlreichen Vorträgen in West-Berlin und bei Theaterbesuchen und Gesprächen in Ost-Berlin den West- und Ost-Berliner Alltag. Sie verstanden das Motto ihres Treffens „Berlin = Deutschland“ als Aufforderung, die beiden deutschen Wirklichkeiten zu sehen, eigene sentimentale und tabuisierte Vorstellungen durch nüchterne Betrachtung zu ersetzen. Nur so kann das selbstverschuldete Dilemma dieses ganzen Gebildes, das Berlin = Deutschland heißt, überwunden werden. Überheblich, hochtönend und ideenlos (mangelndes Selbstbewußtsein?), vermauert, verbohrt und verkannt (Minderwertigkeitskomplexe?), so bot sich in den letzten Jahren jeweils das eine Deutschland dem anderen. Schizophrenie des Geistes und der Sprache aber können nicht durch glühende Herzen und sonntägliche Pflichtübungen geheilt werden. Nachdenken tut not, Wissen tut not und vernünftiges, gewissenhaftes Handeln. Dies alles und noch viel mehr wird von der deutschen Jugend erwartet. Dem-

entsprechend war auch das Ziel der Hauptveranstaltung in der Kongreßhalle, die politische Bewußtseinsbildung und das politische Engagement der Jugend zu fördern. Hier stellten der ÖTV-Bundesjugendsekretär Klaus Engel und der stellvertretende Vorsitzende des ÖTV-Bundesjugendausschusses Heinz Fanselau an den ersten Vorsitzenden der ÖTV Heinz Kluncker kritische Fragen zu gesellschafts-, gewerkschafts- und allgemeinpolitischen Realitäten. Klaus Engel: „Wie und wo können junge Menschen für unsere Gesellschaft sinnvoll mitwirken? Ist es nicht so, daß uns auch heute noch statt tatsächlicher Mitwirkung nur allgemeine Lippenbekenntnisse gewährt werden?“ Heinz Kluncker betont, daß im Gegensatz zu anderen Gesellschaftsbereichen Generationsprobleme in den Gewerkschaften nicht stark hervortreten (z. B., da die ÖTV keine Mittel für die Jugendarbeit einsparen muß). Die ÖTV-Jugend hat einige Möglichkeiten zum politischen Engagement, im sozialen Leben, im Betrieb, in den politischen Parteien. Heinz Fanselau: „Wir sind als Gewerkschaften nicht nur wirtschaftliche Interessenvertreter, sondern wir haben einen politischen Auftrag zu erfüllen. Schaut man jedoch zurück, so muß man feststellen, daß – ohne verallgemeinern zu wollen – viele aus den Generationen vor uns es vorgezogen haben, ohne Verantwortung

zu leben mit der Begründung, dies sei ja bequemer. Finden Sie es dann verwunderlich, daß, von den Fehlern der Väter verbittert – und auch von den demokratischen Kräften in unserem Lande während der letzten Jahre häufig enttäuscht –, viele Jüngere sich politisch nicht verpflichtet fühlen?“ Der ÖTV-Vorsitzende glaubt, daß die ÖTV-Jugend genügend Raum zu politischer Betätigung hat „ohne die Schablone der alten Taktik übernehmen zu müssen“. Klaus Engel: „Wie und wo glaubst Du als erster Vorsitzender ansetzen zu müssen, um die bisher kaum spürbar geäußerten gesellschaftspolitischen Forderungen zu verwirklichen?“ Heinz Kluncker bestätigt, daß es nach wie vor weiterhin viele Tätigkeitsbereiche gibt, in denen die Gewerkschaften verändernd einwirken müssen. „Wir müssen uns den Tagesfragen stellen, z. B. für ein volkswirtschaftliches Rahmenprogramm sorgen, statt herumzuzurkeln.“ Klaus Engel: „Die Gewerkschaften sind Mitglied mehrerer internationaler Organisationen. Wurden die bisherigen Chancen, einen Beitrag zur Entspannung der Auseinandersetzung zwischen Ost und West zu leisten, genutzt? Welche Möglichkeiten siehst Du, Initiativen zu entwickeln, um in Europa durch die Gewerkschaften nach einem dauerhaften Frieden zu streben? Zu berufsfachlich bezogen

einerseits, zu zähflüssig und müde andererseits erscheint Heinz Kluncker manchmal das Wirken der internationalen Organisationen. Er wünscht mehr Initiative, denn „manche schweren Fragen werden totgeschwiegen.“ Heinz Fanselau: „Wir sind aufgerufen, alle Kräfte und Fähigkeiten einzusetzen für die Stärkung des Zusammenhaltes der getrennten Teile unseres Landes. Wir sind uns klar darüber, daß Berlin – die deutsche Hauptstadt – im Zustand der Spaltung lebensfähig bleiben muß, wenn es gelingen soll, Deutschland als Nation zu erhalten. Dies will ja auch auf eine einfache Formel gebracht das Motto unseres Bundesjugendtreffens zum Ausdruck bringen. Daß die Wiedervereinigung zur Zeit nicht zu haben ist, darf uns nicht zur Resignation verleiten, sondern zu vertretbarer Aktivität auf allen verantwortbaren Gebieten. Welche Möglichkeiten gewerkschaftlicher Initiativen siehst Du in diesem Zusammenhang?“ Heinz Kluncker hat auf seinen Ostreisen viele Begegnungen und Erfahrungen gemacht, die man aktivieren sollte, z. B. könnten durch einen Jugendaustausch die Wirklichkeiten gesehen, Akzente gesetzt und der Prozeß der Entspannung gefördert werden. „Wir können keine eigene Außenpolitik betreiben, keine Ersatzregierung bilden, aber sollten den Spielraum nicht zu eng ansetzen...“



Nach meinen Begriffen wird zu wenig entspannt. Auf die Dauer kann man sich nicht an der DDR vorbeimogeln. Es gibt Unterschiede, aber auch vieles, um das in einem wirklichen Dialog der Systeme gerungen werden kann. Über alles Trennende hinweg sollten wir Deutschland zu einem Friedensfaktor in der Welt werden lassen."

Dieser schwerwiegenden Bestandsaufnahme und Einsicht in die Zukunft folgte in der Kongreßhalle eine Analyse der jüngsten deutschen Geschichte. In Form einer Dokumentationsschau wurde Geschichtswissen gesellschaftskritisch und politisch engagiert übermittelt. Und die Übermittlung klappte. Beispielhaft war folgende Reaktion: Der Schlager „Wir verkaufen unserer Oma ihr klein Häuschen – und die erste und die zweite Hypothek“ wurde zunächst begeistert mitgeklatscht. Dieser Schlager, der heute noch ein vielgeliebter Evergreen ist, entstand in den zwanziger Jahren, als die Hoffnungen der deutschen Arbeitnehmerschaft auf eine echte Demokratie durch Inflation, politische Verfemung, durch Mord und Totschlag zugrunde gingen. Die darauffolgende Analyse von Kurt Tucholsky machte die Zuhörer betroffen und selbstkritisch. Dort heißt es u. a. „Das kleine Lied enthält klipp und klar die augenblickliche volkswirtschaftliche Lage: Wir leben von der Substanz. Man beachte, mit welcher Feinheit die beiden Generationen einander gegenübergestellt sind: Die alte Generation der Großmutter, die noch ein Häuschen hat, erworben von den emsig verdienten Spargroschen, und die zweite und dritte Generation, die das Familienvermögen keck angreifen und den sauren Schweiß der Voreltern durch die Gurgel jagen!... Was dann geschieht, wenn die Güter der Alten alle dahin sind, darüber sagt das Lied nichts. Vorläufig sind sie noch da – und solange sie noch da sind, lebt das Volk von der Substanz. Und das veräuft –.“ Und weiter ging es Schlag auf Schlag. Der Aufzählung der ersten politischen Morde an Gegnern der 1. Deutschen Republik folgte ein Song, in dem es heißt: „Lest in der Schrift und der Heeresdienstvorschrift, das wird euch stärken, deutsche Demokraten. Wird euch auch schwarz vor Augen, zweifelt dennoch nie, was euch Kultur sei, das bestimmen sie. Bedenkt, sie haben die Moral in Erb und Pacht. Drum: Gute Nacht!"

Die kurzen Protokollauszüge von Prozessen gegen „vaterlandslose Gesellen“ (Republikaner) und Rechtsradikale zeigten, wie unfähig und unwillens die deutschen Gerichte waren, die Republik zu schützen. Nach einer Dokumentation zum Ossietzky-Skandal und dem letzten Kommentar eines Sprechers „Die Wahrheit ging in die Konzentrationslager“, sang ein Männerquartett „Wochenend und Sonnenschein“. Diesmal hatten die jungen Zuhörer nichts mehr zu lachen. Sie ahnten, was noch folgte: Ein Gestapoverhör, das Lied der Moorsoldaten, KZ-Fotos, Trümmerbilder, immer wieder Mord und Totschlag in Text, Bild und Musik. Diese bedrückende Dokumentation – wenn auch in manchen Teilen rührselig und oberflächlich – war überzeugend. Viele Teilnehmer beschlossen sich gründlicher zu informieren und stellten heikle Fragen. Das ÖTV-Bundesjugendtreffen fand mit der Ankündigung zahlreicher Studienfahrten junger Gewerkschafter 1968 nach Ost-Europa einen guten Abschluß, die künftige gewerkschaftliche Jugendarbeit einen richtungsweisenden Auftakt.

Gisela Marek



Wohin nun?

Fotos: J. Diederichs

Analyse der jüngsten deutschen Geschichte



Tag und Nacht in New Orleans

Von Werner Spanehl

Sie hatten mich gewarnt. Nichts von dem, was ich suchte, würde ich finden; der Jazz in Stockholm sei besser, das Nachtleben in London reizvoller; New Orleans sei eine amerikanische Stadt wie jede andere; das French Quarter, nun ja, gewiß, aber doch nur architektonisch; wenn ich freilich die Absicht hätte, teures Geld für unanständige Sachen auszugeben, für Nußknacker – für was? –, für Nußknacker beispielsweise, man bekomme sie sonst nur noch im Chinesenviertel von San Francisco, dort seien sie jedoch viel teurer; nicht einmal ein gutes Begräbnis würde ich sehen, Papa Celestin sei der letzte gewesen, den man mit Jazzmusik zum Friedhof geleitet habe, und der sei jetzt zehn Jahre tot; die Restaurants und das Essen, ja doch, vielleicht, aber die Preise. Sie hatten meine Erwartungen heruntergeschraubt wie den Docht einer Petroleumlampe, die zu räuchern beginnt. Mir aber tränkten auch weiterhin die Augen. Zuerst sah ich das braune Körbchen, das wippende, schaukelnde, rutschende Bastkörbchen, worin die schmutzigen Dollarscheine wie verängstigt Federvieh herumflatterten. Die Glühbirne baumelte an einem schwarzen Faden. Das Licht zerfloß über verstaubten Leitungsrohren und einem Schallplattenständer; der Flur verlor sich im Ungewissen. Die junge Frau mit den dunklen Augen saß auf einer alten Kiste, den Korb auf dem Schoß, und tanzte sitzend einen Blues. Sie war mit ihren Sinnen so weit weg, daß sie mich, der ich, eine Dollarnote in den Fingern, wartend vor ihr stand, erst bemerkte, als ich ihre Körperbewegungen nachzuahmen begann, um auf diese Weise ihren Augen zu begegnen, die, obwohl sie glitzerten und Funken sprühten, von der Wirklichkeit keine Notiz zu nehmen schienen. Hinter mir hatte sich eine Menschenschlange gebildet, nackte Schultern, von Pelzen umschmeichelt, dunkle Anzüge, weiße gepuderte Gesichter, schwarze Lackschuhe, die rhythmisch zuckten, erwartungsvoller Frohsinn, der gluckste und kicherte; rein und klar drängten die Töne der Klarinette sich an der gestopften Posaune vorbei ins Freie, doch trieb der Drummer mit kurzen Schlägen sie vor sich her, mit jener lässigen Unerbittlichkeit, wie sie dem Jazz eigentümlich ist. Die dunklen Augen fühlten sich ertappt, verschleierten sich, blickten nach unten auf den Schoß, wo das unruhige Körbchen jetzt still stand. Wir warfen unsere Dollarnote hinein und betraten die Preservation-Hall in New Orleans, eines jener mythenbildenden Lokale, die, irgendwann um die Jahrhundertwende, den Jazz zu nächtlicher Stunde geboren haben sollen, in Gegenwart schwarzbestrumpfter Damen, deren lüsterne Melancholie in den Rhythmus dieser Musik übergegangen ist und darin sich gehalten hat bis auf den heutigen Tag.

Die Halle: das sind zwei Räume, deren Trennwand man entfernt hat, vierzig Quadratmeter insgesamt, an den Wänden Kunststoffplatten, wie man sie in unseren Rundfunkstudios findet, behängt mit großformatigen Gemälden in düsteren Farben, Porträts der Stars aus dem ehemaligen Getto: ein Riesenweib, Rücken an Rücken mit einem winzigen Kornettisten, ein Posaunist, der das drei Meter lange Instrument, auf dem er bläst, als Balancierstange benutzt, ein schrecklicher Gnom, anzuschauen wie der Filmglöckner von Notre-Dame, der mit verzerrtem Gesicht die Trommel schlägt. Die Musiker sitzen vor den beiden Fenstern; im Hintergrund der Bassist, klein, weißhaarig, hager, siebzig Jahre alt, wie



mein amerikanischer Nachbar mir zuflüstert, mit verbundenem rechten Zeigefinger, graue Stoppeln am Kinn, eine Pfeife rauchend, ein müder alter Mann, der mal Pause macht; der Drummer, ein sechzigjähriges Pokergesicht mit dunkler Sonnenbrille; der Pianist, ein rüstiger Mittelfünziger und der Jüngste in dieser erstaunlichen Mannschaft, ein drahtiger Erroll-Garner-Typ mit klobiger Nase, gewelltem Haar und freundlichen Genießerfalten im runden Gesicht; aus dem Aschenbecher, der auf dem klapprigen Klavier steht, steigt ein dünner Rauchfaden senkrecht nach oben, das wird so bleiben die ganze Nacht; vor der Rhythmusgruppe die drei Bläser: der Posaunist und Comboleiter, eine fettige Säule von Mann, mongolische Backenknochen, vierundsiebzig Jahre alt, flüstert mein

Nachbar, er habe schon im Ersten Weltkrieg in der US-Army-Band geblasen, der Trompeter, dürr, schwächling, nur Haut und Knochen, ist achtundsechzig, dafür ist der Klarinettist wieder zweiundsiebzig, groß und dick, mit gepflegtem Haar und in weißem Hemd, ein wohlmeinender Onkel Tom. Eine Dixieland-Combo im Jahre 1964.

Warum zucke ich zusammen? Warum erschrecke ich? Warum bin ich enttäuscht? Weil mein inneres Auge das Bild blitzschnell auf eine europäische Leinwand projiziert und die Unmöglichkeit dieser Darstellung mir dabei bewußt wird. Dies, stelle ich mir vor, wären keine farbigen Musikanten, sondern weiße, bärtige Opas, ausgemergelte

Greise auf beleuchteter Bühne, die mit den Füßen aufstampfen und „Down by the Riverside“ improvisieren oder „Royal Garden Blues“ oder etwas in dieser Art, nein, das ginge nicht, das wäre unmöglich. Ich sah vor Jahren in Frankfurt einen glatzköpfigen, rundlich-fetten, fünfzigjährigen Tenorsaxophonisten, dessen Anblick mich so irritierte, daß mir das ganze Konzert verleidet wurde. Hier werden Diskrepanzen sichtbar, die mit Virtuosität allein sich deshalb nicht überspielen lassen, weil offenbar ästhetische Kategorien dabei verletzt werden. Wenn ein uralter weißer Trompeter, dessen Hosenträger sich über dem jackenlosen Bauch wie Bogensehnen spannten, „Frankie und Johnnie“ bliese, könnte er meines Mitleids so sicher sein, wie ich außerstande wäre, ihm diese Darbietung ernsthaft abzunehmen. Nein, Jazzmusiker sollten jung sein und schlank, hager meinethwegen und bleich, mit traurigen oder lasterhaften Augen, eine Mischung zwischen Frage- und Ausrufezeichen, von jener müden Eleganz, die uns über zerschlossene Hosenbeine hinwegsehen läßt, voller Resignation und dennoch hoffend, in der Ungewißheit ihres Spiels so etwas wie eine Selbstbestätigung und die Illusion eines Halts zu finden. Merkwürdig ist freilich, daß meine Vorstellung sich nicht ohne weiteres auf farbige Musiker übertragen läßt. Hör ich des Weißhaarigen Klarinette dort, kein Zweifel ist möglich, daß die großväterliche Würde seines Auftretens mich milde stimmt. Mein Klatschen nach seinem Solo ist mehr dem Menschen zugedacht als seinem Spiel. Und doch nehme ich ihm den Auftritt, dieses Wagnis aus Routine und neuem Beginn, gutwillig ab. Der alte Mann bleibt glaubwürdig, weil ich mein Mitleid zu Hilfe nehme.

Man hat einige Stühle und Bänke in den Raum gestellt; schummrige Halbdunkel verschluckt den Zigarettenrauch; junge Mädchen sitzen auf den Fußbodendielen, eines ist darunter in grüner Matrosenbluse und mit einem schmalen Zigeunerengesicht, das ständig einen schweren blonden Mann anschaut, der in der anderen Ecke des Raumes an der Wand sitzt und, zwei Langspielplatten auf dem Schoß, anhaltend zurückstarrt. Und während die Alten musizieren, suchen diese beiden Bestätigung in den Augen des anderen, verändern sie nicht die Richtung ihres Blickes, treibt der Rhythmus ihre Gefühle aufeinander zu... Im hinteren Teil der „Hall“ wird getanzt. Man hat keinen Platz für großflächige Figuren, man biegt sich hinten- und vornüber und ringt in stiller Verbissenheit mit den weichen Widerständen der Partnerin. Ich sehe keinen Farbigen unter den Zuhörern, viele Abendkleider, Pelze, hübsche Frisuren, dunkle Schleifen vor weißen Hemdbrüsten und gespannte Mienen, die entschlossen scheinen, das Nachtleben von New Orleans auszukosten. Sie kommen von weit her, diese Leute, die dem Puritanismus ein Schnippenchen zu schlagen glauben, indem sie das, was sie für das Laster halten, in polizeilich erlaubten Dosen zu sich nehmen. In jedem zweiten Haus dieses Viertels werfen Frauen Nacht für Nacht ihre Wäsche auf den Laufsteg. Die Türen der Lokale, die noch nicht voll besetzt sind, stehen sperrangelweit offen. Arm in Arm stehen die Paare auf dem Bürgersteig und vergleichen die zitternden Brüste vor ihnen mit dem wackelnden Popo im Türrahmen auf der anderen Straßenseite. In endloser Schlange surren Autos im Schrittempo vorüber, besetzt mit Jugendlichen, die um so grimmiger geradeaus blicken, je mehr ihre Gefährtin-

nen, angespornt von den nackten Schenkeln ungezählter Rivalinnen, die Falten ihres Röckchens wie ein Buch aufzublättern beginnen. So anstrengend kann der Vorsatz zur Sünde sein. Die Gesichtszüge der James Deans verheißen nichts Gutes in dieser Nacht. Wenn sie von der St. Peter Street in die Bourbon Street einbiegen, sitzt ihnen schon die Angst im Nacken; irgendwo dahinten, in den dunklen Straßen, die zum Mississippi führen, wird es ernst werden, langsamer drehen die Räder sich, die Mädchen haben ihre Beine angezogen, die Augen sind halb geschlossen, nach vorn stieren die Jungen durch die Windschutzscheibe, immer nach vorn, nach vorn... Die Musiker in der Preservation-Hall haben eine Pause eingelegt. Hintereinander stolpern sie in einen kleinen Nebenraum ohne Flur. Die Glühbirne beleuchtet einen weißen Kühlschrank, ein rotes Schlagzeug und eine grüne Bongotrommel. Der riesige Posaunist öffnet den Kühlschrank, entnimmt ihm eine Flasche „Old Grand-Dad“, schüttet sich das Wasserglas halb voll und trinkt es in einem Zug leer. Der winzige Trompeter folgt als nächster, dann der Drummer, dann der Bassist; als sie die Flasche in den Kühlschrank zurückstellen, haben sie die Hälfte geschafft. Der Klarinettist und der Pianist haben Coca-Cola getrunken. Da ich bis zwei Uhr nachts bleibe, sehe ich sie drei Flaschen bewältigen und nach jedem Schluck gräßliche Grimassen schneiden. Nach diesem Quantum sind sie nicht mehr in der Lage, sich mit den Fans, die in der Nähe der Instrumente sich für ewige Zeiten auf dem Boden niedergelassen haben, vernünftig zu unterhalten. Der Posaunist, wenn er etwas von sich gibt, blubbert nur noch. Er muß sich ständig öligen Schweiß von der Glatze wischen. Ist er mit seinem Solo an der Reihe, verläßt er seinen Platz und trippelt blasend von einem Musiker zum andern; die warmen, weichen Töne folgen kurz aufeinander, Stakkati, die mit den kleinen Schritten seiner großen Füße übereinstimmen.

Ganz vorn in der Ecke, gleich neben dem Schlagzeuger, sitzt eine mehlig alte, die sich in einen viel zu weiten Persier eingewickelt hat. Sie rührt sich nicht, ihre Augen sind entzündet, das Gesicht ist weiß. Ich bin ihr heute schon einmal begegnet; im Patio von Brennans Restaurant hockte sie, eine schwarze Krähe, auf einem dieser photogenen Stühle, deren Lehnen, vier dünne Striche, von Saul Steinberg gezeichnet sein könnten, trank eisgekühlten Rum und starrte auf ein ätherisches Wesen in schwarzen Reithosen und rotem Pullover, das sich von dem Rumbamusiker Xavier Cugat keinen Zucker in den Kaffee tun ließ. Als die beiden den Patio betraten, sprangen alle Tischgespräche auf dieselbe Wellenlänge. Einige Wochen vorher war des Musikers Frau davongelaufen und hatte sich den Asphaltblättern anvertraut. Nun taxierte alle Männer die Neuerung und waren des Neides voll. Das Mädchen, ein Kätzchen mit einer Löwenmähne, war so unverschämt hübsch, daß die Frauen an den Tischen vor Verlegenheit ihr Gift verschluckten. Man senkte die Köpfe und tuschelte. Das Wasser des Brunnens rieselte, die Palmenblätter zitterten; weiß gestrichene Holzbalken vor roten Ziegelmauern; die Sonnenstrahlen wärmten noch; man saß gut in diesem Hof; die Prospekte hatten nicht zuviel versprochen. In der Bar des Hotels Roosevelt trank ich „The Famous Ramos' Gin Fizz“; ihr



müßt ihn hier probieren, sagte unser amerikanischer Freund, in New York schmeckt er nicht so gut, in dieser Bar ist er erfunden worden. Der Gin-Fizz, den ich schlürfte, bestand aus süßer Sahne, einem Schuß Gin und... Über das und zerbrach ich mir lange den Kopf; ich tippte auf Kölnisch Wasser, sprach es aber nicht laut aus. Das Kätzchen saß auf einem Barhocker, der Pullover war weiß wie das Mixgetränk, die schwarzen Reitstiefel wippten, Xavier Cugat schmauchte ein Pfeifchen und schaute sorgenvoll in den Spiegel.

Im „Blue Room“ verlöschte das Licht. Bongos trommelten, dong, dong, dong, Gesprächsfetzen erstarben. Zigaretten glühten, Wispern verlor sich, Bongos trommelten, wechselten den Rhythmus,

steigerten sich, Erregung huschte durch die Reihen der Tische und berührte die Menschen, Bongos, Bongos, hell und dunkel, laut und leise, bittend und fordernd, die Abendkleider knisterten, die Unruhe wuchs, Bongos rasten, wirbelten, der Saal wurde zu einer einzigen Sehne, die sich spannte, spannte, da schwirrte der Pfeil, der Scheinwerfer suchte und fand; Xavier Cugat blinzelte in das gleißende Licht und schmauchte ein Pfeifchen, des Kätzchens Pullover war grün wie Louisiana im Frühling, die Reithosen schimmerten matt, die Gitarre glänzte, schmeichelnde Klänge, zart und sentimental, die Löwenmähne bäumte sich auf, das Mädchen warf den Kopf zurück, Cugat schloß genießerisch die Augen, die Show begann. Ich sah keinen Farbigen unter den Zuschauern.

Dicke fleischige Blätter fallen vor weißen Holzhäusern auf grüne Rasenkuppen; Sonnenglast in zitternder Luft; Federballspieler springen lautlos dem Netz entgegen; die Straßen in der Vorstadt sind leer; Rauch kräuselt sich aufwärts; in den Gärten spielen Kinder; der tutende Dampfer heißt „Mark Twain“; am Ufer des Stromes krallen knorrige Bäume ihre Wurzeln wie Fangarme ins strudelnde Wasser. Die Dame des Hauses bittet zum Kaffee. Es ist Samstag-nachmittag; wir sprechen über die Farbigen. Der Hausherr erzählt, neulich habe die Polizei einen deutschen Journalisten im „Negerviertel“ festgenommen. Warum? Warum schon: er hätte halt wissen müssen, daß er des Nachts dort nichts zu suchen habe. Unsere Gastgeber sind für die Gleichberechtigung. Man ertappt sich dabei, in Leitartikeln zu reden. Aber das nützt hier nicht viel. Die Argumente dagegen kommen aus dem Alltäglichen. Gesucht werden des Farbigen Tugenden, die man dem Kodex der Weißen entnimmt: Zuverlässigkeit, Sparsamkeit, Ehrbarkeit, Pünktlichkeit, Fleiß. Das ist zu entkräften. Mit den Nasen ist schwerer fertigzuwerden. Wie riechen Farbige? Nach der dritten Tasse Kaffee wird die Keule geworfen. „Möchten Sie denn, daß Ihre Tochter einen Farbigen heiratet?“ Die Hausfrau, deren Augen jung geblieben sind, antwortet: „Ach, wissen Sie, ich habe immer für blonde Männer geschwärmt, aber wenn's ein Schwarzhäariger sein sollte, und er wäre der Richtige...“ Mit solchen Antworten schafft man sich Feinde. Konfekt knabbern ohne Worte, Rauch inhalieren, hörbar ausstoßen. Jemand stöhnt, es sei alles viel komplizierter. Betretenheit. Draußen entfaltet sich der späte Nachmittag. Die Vorstadt ist ein Idyll des tiefen Südens. Der Wohlstand wirkt kindlich spielerisch. Die gigantischen Autos, sonst protzende Ungetüme, sehen in dieser Umgebung manierlich aus. In allen Häuschen ist Vater der Beste. Mutter backt Kuchen. Kinder sammeln Nüsse. Lebte Grandma Moses hier, sie würde es schneien lassen in New Orleans. Es ist wohlthuend, in diesen ländlichen Straßen spazierenzugehen. Die Luft ist feucht, aber es hustet sich angenehm. Wohl dem, der seines freien Schritts sich hier erfreuen kann. Doch wohnt kein Farbiger in diesem Viertel.

In meinem Hotel gibt es keinen Platz ohne Lautsprecher. In den Zimmern kann man sie abstellen, sonst nicht. Der Fahrstuhlführer summt, als ob er der Bassist Slam Stewart wäre, er ist mindestens siebzig Jahre alt. Der Hausdiener summt, das Zigarettenmädchen summt, die Zeitungsfrau summt, der Polizist, der durch die Flure hastet, summt auch. Aber niemand summt so gut wie der Fahrstuhlführer, er ist allen überlegen.

Auch ich summe. Ich sitze in meinem Zimmer, schalte das Radio ein und ertappe mich dabei, daß ich summe. Das ist ein Grund, um melancholisch zu werden oder einen anderen Sender einzustellen. Ich drehe an dem Knopf und verstumme. Das „Modern Jazz Quartett“ begleitet den Gitarristen Laurindo Almeida. Ich höre das Stück zum erstenmal, es gefällt mir. Nun summe ich nicht mehr. Ich lausche. Mir ist zumute, als ob mir jemand ein Gedicht vorläse. Ich will dieses Gedicht besitzen, ich möchte es nach Hause tragen. Doch in der Canal Street kennt man die Platte nicht. Ich laufe von einem Geschäft zum anderen. Niemand in New Orleans kennt diese Platte, deren Titel ich nicht weiß. Am nächsten Tag bekomme ich sie – in Washington. Sie heißt: „Collaboration.“

Der Schlagersänger als Nationalheld

Zu dem neuen englischen Film „Das Privileg“

Rundfunk, Fernsehen und die technischen Verbesserungen des Gramophons haben der Schlagerindustrie in den Nachkriegsjahren einst unerträumte Möglichkeiten eröffnet. Erklangen die Schlager früher nur in den Operetten-theatern, Tanzsälen und verrauchten Musikcaféhäusern, so verfolgen sie uns nun den ganzen Tag und die halbe Nacht – aus Rundfunkempfängern im Taschenformat, vom Fernsehschirm, von Gramophonplatten, die in Millionenauflagen auf den Markt geworfen werden. Sie heißen allerdings nicht mehr „Schlager“, sie heißen nun „Pops“, die Abkürzung für populäre Musik, und die Sänger, die sie mit Anstrengung nicht nur ihrer Stimmbänder, sondern jeder Muskel in ihrem Gesicht und in ihrem ganzen Körper ins Mikrophon brüllen oder flüstern, je nach den Gefühlen, die das Lied ausdrücken soll, werden mit Ausbrüchen der wildesten Massenhysterie angehim-melt, die in keinem Verhältnis zu den

rer Tage, kann nicht einfach damit erklärt werden, daß die Popsänger geschickte Reklamechefs haben, die sich immer neue Tricks ausdenken – sie muß tiefere psychologische und soziale Ursachen haben. Gewiß, für die Manager, Textschreiber, Komponisten, Musikarrangeure und Reklametrommler sind die Popsänger nur Marionetten, die sie so manipulieren, daß sie den größtmöglichen Profit einbringen. Mit Propagandakniffen kann man Waren an den Mann bringen, auch Waren, die das Geld nicht wert sind, das sie kosten, man kann jedoch kaum Zehntausende junger Menschen in einen wenn auch nur kurzlebigen, frenetischen Gefühlstaumel versetzen. Der Popsänger findet nur dann ein Massengefolge, wenn eine große Anzahl junger Menschen in ihm sich selbst sehen, wenn er eine Art primitiver Rebellenfigur wird, sich anders kleidet als die Mehrzahl der braven Bürger, einen anderen Haarschnitt wählt, Lärm macht,

mögen oder nicht. Können sie zu einer Gefahr für die Gesellschaft werden, wenn die Schnüre, an denen sie zappeln, aus den Händen der Schlagerindustrie in die der politischen Machthaber übergehen? Diese Frage haben sich die Autoren und der Regisseur des englischen Films „Das Privileg“ gestellt. Der Film spielt „in der nahen Zukunft“, in einem England, in dem eine Koalitionsregierung am Ruder ist. Die Unterschiede zwischen den Konservativen und der Arbeiterpartei haben sich so weit abgeschliffen, daß es keine einander bekämpfenden Ideologien mehr gibt und daher auch keinen politischen Streit, in den die jungen Menschen sich stürzen, der ihre Energien verbrauchen könnte. In dieser Zeit der sozialen Stagnation wird der Popsänger zum Sicherheitsventil: die überschüssige Lebenskraft der jungen Leute verströmt sich in der Anbetung eines Sängers, der Steven Shorter heißt und dem, als er aus dem Ausland heimkehrt, ein Empfang bereitet

Steven Shorter hat sich zu einer kindischen Maskerade hergegeben, als es galt, einen Reklamefilm zu drehen, der den Absatz von Äpfeln erhöhen sollte, in einem Jahr, in dem die Apfelernte überreich war; warum sollte er seine Dienste versagen, wenn es gilt, die Jugend wieder mit den Idealen des Gehorsams für Staat und Kirche zu erfüllen, die in der jüngsten Vergangenheit verblaßt sind und die allein die Ungezähmten wieder zähmen könnten?

In einer gigantischen Massenversammlung in einer Riesenarena, in der alte religiöse Hymnen im modernen Popmusikrhythmus gesungen werden, die flammenden Kreuze des Ku-Klux-Klan das Dunkel erhellen, Fahnenträger in langen Reihen vorüberziehen und Uniformierte mit Armbinden den Faschisten-gruß geben, steht der Popsänger, in Kardinalrot gekleidet, neben den Vertretern des Staates und der Kirche, die ihm huldvoll zulächeln. Und während die



Leistungen der singenden jungen Damen und Herren stehen: die Tausende von Mädchen und Jungen, die alle Polizeikordone durchbrechen, wenn ein Popsänger auf einem Flugfeld eintrifft, oder die mit Gewalt in den überfüllten Saal eindringen, in dem eine Popgruppe auftritt, wollen nicht ihre Dankbarkeit für eine künstlerische Darbietung bezeigen, wie die Theaterbesucher, die einst vor dem Bühneneingang auf einen berühmten Schauspieler warteten oder einer Opernsängerin die Pferde ausspannten, sie wollen einem Helden zujubeln, der so ist, wie sie gerne sein möchten, sie wollen eine symbolische Gestalt berühren, um sich davon zu überzeugen, daß sie wirklich existiert, sie reißen ihr die Kleider vom Leib und betrachten ein Stückchen Stoff oder einen Knopf mit derselben Ehrfurcht, mit der Gläubige einst die Reliquien ihrer Heiligen aufbewahrten. Eine Erscheinung, die solche Ausmaße erlangt, wie der Popsängerrummel unse-

der sonst verpönt ist, über die Stränge schlägt, die die Jugend einer jeden Epoche umgeben und die zu zerreißen und zu sprengen einer jeden Jugend gelüftet. Man kann die so oft unerklärlich erscheinende Anziehungskraft dieser an sich ganz unmusikalischen, langhaarigen, lächerlich kostümierten jungen Herren und ihrer weiblichen Gegenstücke nur verstehen, wenn man sie vor den eintönigen Hintergrund des Alltags in unserer industriellen Zivilisation stellt: wer tagaus, tagein nur langweilige Arbeitskittel sieht, erblickt in der oft phantastischen Aufmachung der Popsänger eine Botschaft aus einer anderen, bunteren Welt, und die lauten Töne, die sie von sich geben, das Geschmetter ihrer Instrumente, ist willkommene Abwechslung nach dem Lärm der Motoren und dem Geklapper der Schreibmaschinen. Die Popsänger und Popgruppen sind ein Zeichen unserer Zeit, ob wir sie nun

wird wie einem siegreichen Feldherren, der das Land gerettet hat. Stagnation wird von der Jugend als beengend empfunden, und der Popsänger, der Symbol dieser Jugend ist, wird bei einer Schaudarbietung daher auch gefesselt und in einen Käfig gesperrt, in dem er sein Lied singt: er bittet seine Bewunderer, ihn in Freiheit zu setzen – und sich damit selbst von allen verhaßten Banden zu befreien. Aber die Koalitionsregierung fühlt, daß das Gleichnis vom eingekerkerten Rebellen auf die Dauer nicht genügen wird, um die Jugend im Zaum zu halten – der Popsänger Steven Shorter muß seinen Einfluß auf die Massen in einer anderen Rolle geltend machen: als ein Apostel der geduldigen Angleichung, der inneren, jeden Widerspruch ausschließenden, seelischen Gleichschaltung, und darüber hinaus als ein von Reue erfüllter Prediger in einem groß angelegten Propagandafeldzug für nationale und religiöse Wiedererweckung.

Veranstalter schmunzelnd die Eintrittsgelder zählen, legen Zehntausende von jungen Menschen das Gelöbnis ab, zu dem sie aufgefordert wurden: Wir werden uns fügen und angleichen. In einer korrupten, mit Haut und Haaren dem Kommerz verfallenen Gesellschaft wird der Popsänger zum Hohenpriester der offiziell gutgeheißenen Moralprinzipien. Im Märchen wehrt sich die Marionette gegen die Hand, die die Drähte zieht, und da dieser Film ein Märchen ist, wenn auch ein bitterernstes und sehr pessimistisches, lehnt sich schließlich auch Steven Shorter gegen die Rolle auf, die man ihn zu spielen gezwungen. Eine junge Malerin, die sein Porträt malt, gemahnt ihn daran, daß er nicht ein Hampelmann ist, der keinen eigenen Willen hat, sondern ein Mensch mit seinem Schicksal. Bei einer Preisverteilung ruft er denen, die ihn zur Puppe machten und die nun eine Dankesrede von ihm erwarten, zu: „Ihr betet mich an, als wäre

Kinder befragen einen Schriftsteller

Von Ernst Kreuder

ich ein Gott, aber ich bin ein Mensch in meinem eigenen Recht. Ich hasse euch!" Es ist keine befreiende Tat, es sind nur ein paar Protestworte, doch sie genügen, um Steven Shorter in der Versenkung verschwinden zu lassen. Nichts bleibt von ihm übrig als ein Filmstreifen in einem Archiv – er teilt das Los gefallener Politiker in einem totalitären Staat. Ob bereits irgendwo eine neue Marionette angekleidet wird, um den Massen morgen bei einem Akt künstlich hervorgerufener Hysterie als Nationalheld vorgestellt zu werden, sagt der Film nicht – aber da die Machthaber nicht gestürzt worden sind, dürfte das die wahrscheinlichste Lösung der Situation sein, die Steven Shorter durch seine rebellische Rede heraufbeschworen hat.

Der Film, dessen Manuskript Norman Bogner schrieb, greift viele Ziele gleichzeitig an – die Vergottung der Popsänger, die Phrasendrescherei bei Pressekonferenzen, das Geschwätz, das uns in Fernsehinterviews aufgetischt wird, die Hochstapelei der Möchte-gern-Intellektuellen, die nur armselige Mitläufer der jeweiligen Mode sind, die Massenverdummung durch banale Schlagworte, die Bemühungen des Klerus, die leeren Kirchen zu füllen, indem religiöse Gesänge durch Popmusik ersetzt werden. Ein Film, der so viele Themen behandelt, kann kaum einheitlich sein, und wenn der Regisseur Peter Watkins zudem die Technik der modernsten französischen Avantgardisten anwendet und Kurzscenen ohne Einleitung und Abschluß aufeinander folgen läßt, muß sich der Eindruck der Sprunghaftigkeit, ja der Zersplitterung, noch erhöhen. Aber der Ehrgeiz und der Mut, mit dem Peter Watkins ans Werk ging, entschädigen für den Mangel an filmtechnischer Erfahrung. Der Regisseur hat sich für die Hauptrollen mit Absicht nicht Filmstars geholt, die das Publikum bereits kennt, sondern für den Helden einen Popsänger, der keine schauspielerische Routine hat, Paul Jones, und für die wichtigste weibliche Rolle ein Mannequin, Jean Shrimpton, das trotz mangelnder Sprechtechnik seine Aufgabe mit gewinnender menschlicher Schlichtheit und innerer Aufrichtigkeit erfüllt. Einige Szenen überwältigen den Zuschauer mit ihrem Farbenreichtum und ihrer dramatischen Bewegtheit, andere wiederum betäuben ihn mit ihrem Übermaß an Lärm.

Aber der Film erreicht das Ziel, das er sich gesteckt hat: Er beweist die Notwendigkeit, die Götzen zu zertrümmern, zu deren Anbetung die Lenker einer dem Kommerz verfallenen Gesellschaft nicht nur die Jugend, sondern das ganze Volk verleiten wollen. Den Massen auf der Filmleinwand wird mit einem ungeheuren Aufwand an Fahnen, flammenden Kreuzen und Musikinstrumenten, den wir von den Versammlungen und Umzügen der faschistischen Ära her noch in schlimmster Erinnerung haben, eingeschärft, daß sie sich fügen und angleichen sollen.

Die Botschaft des Films an uns, die Menschen im Zuschauerraum, ist, diesem Befehl zum Fügen und Anpassen Widerstand zu leisten, ganz gleich, welche Propagandatricks die Staatenlenker anwenden mögen, die uns alle, jung oder alt, in eine Herde gefügiger Schafe verwandeln wollen, bereit, willig zur Schlachtbank zu gehen, sobald die Fahne geschwenkt wird und die Trompete erschallt.

Friedrich Feld (London)

An dem großen Tisch, über dem das Mikrophon hing, saßen sieben Kinder um mich herum, sechs Mädchen und ein Junge. Alle etwa zwölfjährig. Dazwischen saß noch die junge, nette Aufnahmeleiterin. Auf ein Zeichen von ihr verstummten die Kinder.

„Hier ist der Kinderfunk“, sprach sie zum Mikrophon hin. Dann nannte sie die Vornamen der anwesenden Kinder, meinen Namen und Beruf und erklärte, daß ich im Kreise der Kinder eine Geschichte lesen wollte.

Während ich vorlas, waren ab und zu Ausrufe der Kinder zu hören, der Überraschung, der Freude und der Zustimmung, vielfältige Ah's und Oh's, einmal ein helles Lachen. (Vor der Aufnahme waren die Kinder ermutigt worden, impulsive Laute nicht zu unterdrücken.)

Als ich mit meiner Geschichte zu Ende war, klatschten die Kinder lebhaft und riefen „fein“, „prima“, „wunderbar“, oder „eine lustige Geschichte“. Da die Auf-

erzwingen lassen sie sich nicht, und oft sitzt der Schriftsteller Stunden vor dem weißen Papier, und es ist nichts entstanden. Ein Notizbuch habe ich nie bei mir. Wie ich Schriftsteller geworden, weiß ich nicht mehr so genau. Vielleicht lag es auch daran, daß ich als Junge viele Märchen gelesen habe und Abenteuergeschichten. Sie beschäftigten meine Phantasie mehr als alles, was wir in der Schule zu hören bekamen. Später las ich dann Unterhaltungsromane und Kriminalromane. Meine Eltern dachten, ich würde ein guter Bankbeamter werden und schickten mich in eine Banklehre. Dort hatte ich aber nur mit Zahlen zu tun, und das war keine Nahrung für meine Phantasie. Ich verließ die Bank und ging zur Universität. Dort lernte ich die Literatur unserer Dichter kennen und die der anderen Nationen, die skandinavische, russische, französische, englische und amerikanische Literatur, die italienische und spanische.

etwas voreilig, zumal das Honorar nicht unbeträchtlich ausfiel, nun bin ich also ein Schriftsteller, den man druckt. Voreilig, weil nun die richtigen Schwierigkeiten begannen.

Um meinen Eltern nicht länger zur Last zu fallen, und da ich jung und kräftig war und mich vor schwerer Arbeit nicht fürchtete, schlug ich mich als Hilfsarbeiter auf Ziegeleien durch, auf Neubauten, im Eisenbergwerk und auf Friedhöfen. Ich arbeitete gern im Freien, in der frischen Luft. Am meisten gefiel es mir, auf den Mainschiffen Kies auszuladen.

Und ich schrieb weiter. Bis ich eines Tages mit meinen Geschichten genug verdiente, um nicht mehr mit den Fäusten arbeiten zu müssen. Es schien, daß ich durch das Schreiben eine, wenn auch völlig unsichere, bedingte Freiheit errungen hatte. Damals begriff ich aber auch, daß ich nicht das Recht hatte, nur zu schreiben, um davon zu leben.

Wieso nicht das Recht, könntet ihr fragen. Nun, wenn man seinen Mitmenschen etwas mitzuteilen hat, das ihnen im Leben hilft, dann sollte man sie nicht nur unterhalten oder amüsieren.

Und was hätte man seinen Mitmenschen mitzuteilen?

Zunächst manches, was sie selbst noch nicht erfahren und erkannt haben. Gewisse Wahrheiten.

Welche Wahrheiten?

Z. B., daß es nicht nur darauf ankommt, das Gute und das Schlechte zu erkennen und zu unterscheiden, sondern daß man sich auch die Mühe macht, die anderen für das Gute zu überzeugen und sie darin bestärkt, das Schlechte abzulehnen und anzuprangern.

Was ist denn das Gute?

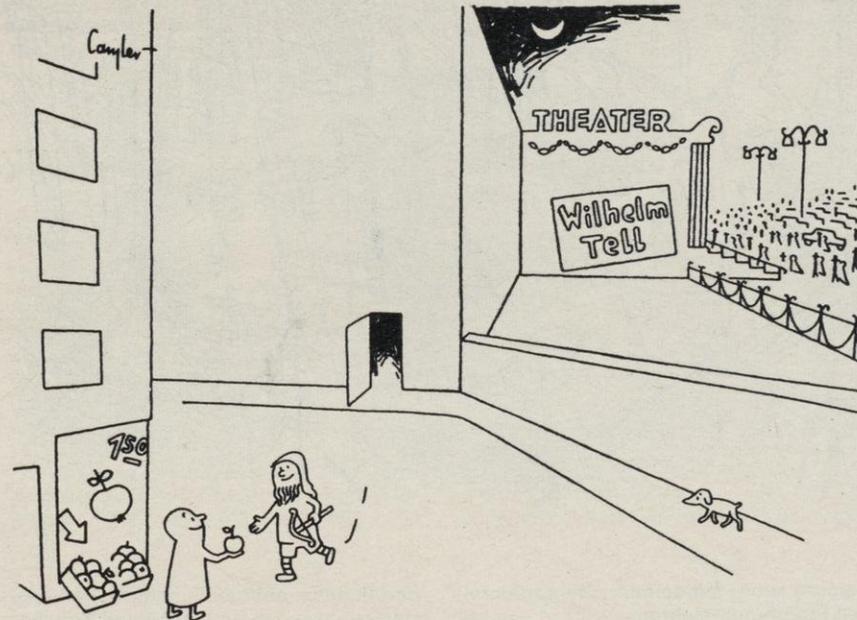
Wenn wir unser Gewissen prüfen, wird es uns die richtige Antwort geben. Die Lüge ist nicht das Gute, so wenig wie der Eigennutz oder das Übervorteilen anderer. Die üble Nachrede ist nicht das Gute, so wenig wie das Verpetzen oder die eitle Angeberei.

Das Gute ist unter anderem die Gesinnung, in erster Linie nicht an sich selbst zu denken, sondern an diejenigen, denen man eine Freude machen oder denen man auf irgendeine Weise helfen kann. Vielen kann man helfen, indem man freundlich zu ihnen ist und sich ihre Sorgen, ihren Kummer anhört. Zu denken, die anderen gehen mich doch gar nichts an, ist keine gute Gesinnung. Und nun komme ich noch einmal zu den Aufgaben, die der Schriftsteller auch erfüllen sollte, wenn es ihm schon gelingt, seine Leser zu interessieren oder zu faszinieren.

Man kann diese Aufgaben in einem einzigen Satz zusammenfassen, indem man sagt, den Schriftsteller geht alles an. Gewiß kann er sich nicht um jede Ungerechtigkeit, um jede Unterdrückung, um jede Lieblosigkeit und um jede Grausamkeit kümmern, aber er wird versuchen, den Leser für die Wahrheit und gegen die Lüge einzunehmen und Mut zu zeigen, wenn es gilt, unmenschliche Handlungen beim Namen zu nennen und zu verurteilen. Außerdem wird er versuchen, den in jedem jungen Menschen schlummernden Sinn für die Poesie zu wecken.

Poesie ist nicht nur in der Literatur enthalten und in den anderen schönen Künsten, sondern ebenso in der Natur. In den Blumen, in Wiesen und Bächen und Bäumen, in Wäldern und Tieren und nicht zuletzt im Anblick des unermeßlichen Sternenhimmels.

Die Kinder hatten aufmerksam zugehört. Einige nickten mir zu. „Wir danken Ihnen“, sagte die junge Aufnahmeleiterin.



nahme weiterlief, gab die Leiterin den Kindern ein Zeichen, sie sollten jetzt Fragen an mich richten. Zunächst schwiegen sie verlegen, deshalb sagte ich zu ihnen: „Wenn ihr gern etwas wissen möchtet, dann fragt mich danach.“

„Oh, fein“, sagte ein blondes Mädchen, „wie sind Sie denn Schriftsteller geworden?“

„Ich antworte später“, sagte ich, „fragt also ruhig weiter.“

„Wenn Sie mal auf einer Gesellschaft sind“, fragte der dunkelhaarige Junge, „und es fällt Ihnen eine Geschichte ein, laufen Sie dann schnell nach Hause, um sie aufzuschreiben?“

„Haben Sie immer ein Notizbuch dabei?“ „Was tut man denn, damit einem eine Geschichte einfällt?“

So hörte ich mir ihre Fragen an, und als es ringsum still wurde, sagte ich: „Die Geschichte, die ich euch vorgelesen, ist mir auf einem Spaziergang im Wald eingefallen. Das bedeutet nicht, daß mir nur im Wald Geschichten einfallen. In den Wohnungen ist es heute jedoch nicht mehr so still, wie es mancher Schriftsteller gern hätte, damit er ungestört nachdenken und schreiben kann. Vielleicht wißt ihr alle selbst, wie friedlich und still es draußen in den Wäldern ist. Tun kann man nichts, damit man Einfälle bekommt,

Die Bücher, die ich las, regten meine Phantasie weiter an, und ich bewunderte von Mal zu Mal mehr das Talent dieser Schriftsteller, Geschichten zu erfinden und sie so lebendig zu erzählen, daß man beim Lesen ringsum alles vergaß. Aber ich beneidete sie auch um ihre Begabung und fragte mich, ob ich nicht auch eine Geschichte zustande bringen könnte. Ich nahm Papier und Federhalter und versuchte es. Das Ergebnis war niederschmetternd. Ich besaß wohl Phantasie, aber es gelang mir weder fesselnd zu erzählen noch überzeugend zu schildern. Wo konnte man es erlernen? Für die anderen Künste, Bildhauerei, Musik, Malerei, Graphik und Baukunst gab es Kunstschulen. Für den Schriftsteller gab es keine.

Wenn er also seine ersten Geschichten schreibt, beginnt er sozusagen als ungelernter Hilfsarbeiter, und er bleibt es für die nächsten Jahre. Ich ließ indessen nicht locker. Wir können doch alle Briefe schreiben, sagte ich mir, und in Briefen wird oft erzählt und geschildert.

Es war ein langer und mühsamer Weg, voller Umwege. Und als endlich eine Geschichte von mir in einer großen Tageszeitung gedruckt wurde, sagte ich mir

...alle Scheiben im Schrank?

Joachim Ernst Berendt wird in Jazzkreisen oft bespöttelt wegen seiner Neigung, jeden guten Chorus eines Musikers gleich bis in dessen schicksalsgebundene seelische Wurzel zurückzuführen; er gibt sich als ein Philosoph der Moderne, in der – seiner Meinung nach – dem Jazz eine zentrale Stellung zukommt. Mag diese Manier, die auch in dem, was er auf Plattenhüllen von sich gibt, zu spüren ist, auch manchen stören – nie-

weisen, nur in „All The Things You Are“ entfaltet er im Duo mit Zoller seinen improvisatorischen Einfallsreichtum. Gegenüber dem, was der Algerien-Franzose Martial Solal auf dem Klavier spielt, erscheint jedoch der moderne Stil von Zoller und Koller konventionell. Er herrscht technisch so souverän über sein Instrument, daß er auch schwierigste Kombinationen von rechter und linker Hand spontan, wie sie ihm einfallen, impro-

darüber hinaus. Allerdings ist die Band – das „Eurojazz Orchestra“ – mit lauter Musikern der Spitzenklasse besetzt, und die drei Star-Solisten neben Gulda – Sahib Shibab auf Tenorsaxophon und Flöte, Posaunist Jay Jay Johnson und besonders Trompeter Freddie Hubbard – ragen selbst noch über diese Leute hinaus. Gulda sucht auch in seinen eigenen Soli eine Verbindung zwischen Jazz und Konzerttradition; vieles steht besonders

schöpft sich nicht in kühler Perfektion. Cicero wagt vital auch die Grenzen seines beträchtlichen technischen Vermögens zu berühren. Das Ergebnis ist eine Platte mit modernem Klavierjazz, der wegen seiner rhythmischen Kraft und seines Einfallsreichtums auch den gemäßigeren Jazzfreund beschwingen kann.

Belgisches Vibraphon

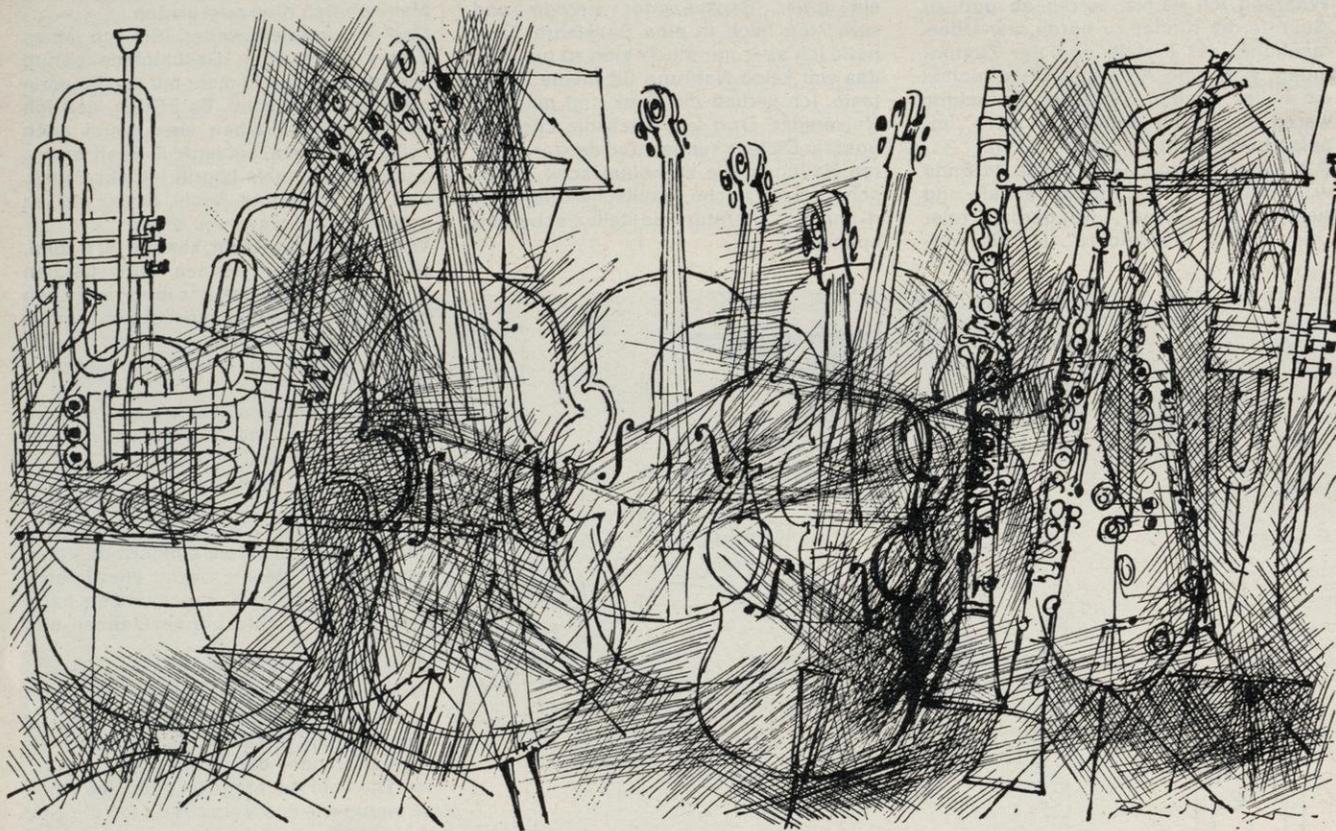
Noch stärker dem swingenden und melodösen modernen Jazz verbunden ist Mr. Fats Sadi, der mit seinem Vibraphon und drei Freunden die acht Titel der LP „Ensadinado“ (SB 15111) eingespielt hat. Ganz augenscheinlich sind nicht Milt Jackson oder Red Norvo mit ihrer nuancierten Kühle die Vorbilder Sadis, sondern eher Terry Gibbs und Lionel Hampton, wenn Sadi auch dessen Vitalität nicht erreicht. Seine Musik ist eher französisch (oder belgisch, denn Sadi ist Belgier) charmant. Eine härtere Färbung bringen allerdings gelegentlich seine Begleiter hinein: Francy Boland am Klavier und ganz besonders die hervorragenden Schwarzen: Bassist Jimmy Woode und Drummer Kenny Clarke. Die Musik, die diese vier machen, ist gut zu hören, aber sie erreicht nur gelegentlich intensive musikalische Spannung.

Europas Geigen

Um so interessanter ist aber die LP „Violin-Summit“ (SB 15099), für die Berendt mehr als die Hälfte aller namhaften Jazzgeiger zusammengebracht hat. Und – o Wunder! – die vier Spitzensolisten dieser LP leben alle in Europa, auch der Wahl-Däne, der schwarze Stuff Smith. Außerdem spielten bei dem Konzert in Basel, bei dem die Aufnahmen mitgeschnitten wurden, noch: Svend Asmussen, Stephane Grappelly und Jean-Luc Ponty – und dazu die begeisternde Rhythmusgruppe aus Kopenhagens Club Montmartre. Vom melodiosen Geigenjazz um 1930 bis zur Soulmusic um 1960 reicht die Spanne dieser Aufnahmen – und dazwischen liegt sehr viel Swing, vital und fröhlich. Grappelly erweist sich auf dieser Platte als der eleganteste und melodienreichste, Asmussen als der vielseitigste Geiger. Stuff Smith überrascht immer wieder durch neue originelle Einfälle und läßt uns verwundert aufschauen, wenn er sein Instrument wie eine Trompete klingen läßt. Der jüngste der vier Violinisten – Ponty – zeigt sich als technisch erstanlich versiert und als der einzige wirkliche Moderne: Er spielt auf seiner Geige Phrasen wie Coltrane oder Dolphy auf ihren Saxophonen. Kurz: es handelt sich um eine rundum erfreuliche Scheibe.

Joachim Ernst Berendt macht uns mit diesen und anderen SABA-Platten darauf aufmerksam, daß in Europa nicht nur überhaupt guter Jazz gespielt wird (wenn auch zum Teil mit Hilfe eingewanderter Amerikaner), sondern daß sich hier auch ein eigener Jazzstil ausgeprägt hat. Und den sollte man kennen, meint

Euer Meggs.



mand wird bezweifeln können, daß Berendt einer der fundiertesten Jazzkenner ist. Vor allem aber: Er hat dem deutschen, ja, dem europäischen Hörfunk-, Fernseh- und Schallplatten-Publikum immer neue Anregungen gegeben, und den Jazzmusikern aus aller Welt Möglichkeiten, sich zu entfalten. Er hilft darüber hinaus auch – seitdem er (zusammen mit Hans-Jörg Brunner-Schwer) die Jazzplattenproduktion der Firma SABA betreut – wenig bekannten Musikern zum Erfolg und verschafft den Deutschen und den Amerikanern – bei denen die Marke SABA bereits großes Ansehen genießt – einen überraschend vielseitigen Einblick in das Jazzgeschehen.

Jazz ohne Baß und Drums

„Zoller – Koller – Solal“ heißt eine SABA-LP (SB 15061), auf der diese drei Großen des europäischen Jazz spielen, einzeln, zu zweit, zu dritt – aber immer ohne Baß und Drums. Doch „swingt“ jeder Solist der Platte so sehr, daß schon ohne rhythmischen Gefühl sein muß, wer da nicht die durchlaufenden Viertel oder Achtel heraushört, die sonst von der Rhythmusgruppe kommen. Die „Seele“ der LP ist Gitarrist Attila Zoller, der von der einfachen Akkordbegleitung bis zum atonalen Solospiel (zusammen mit Solal) alle Techniken sauber und eindrucksvoll beherrscht. Tenorsaxophonist Hans Koller hat weniger Gelegenheit, sich zu be-

visieren kann. Mit seinem übersprudelnden Erfindungsreichtum müßte er eigentlich ein hochbegabter Komponist sein, aber er bindet seine Einfälle stets an bekannte Lied- oder Balladenthemen – freilich so, daß man das Lied schon genau kennen muß, um die Zusammenhänge zwischen der Originalmelodie und dem, was Solal spielt, herauszuhören. Darum hat dieser Debussy des Jazz auch nur eine kleine Anhängerschar, aber die folgt ihm um so begeisterter.

Zwischen Jazz und Klassik

Auf der SABA-Langspielplatte SB 15097 wird ein technisch ebenso brillanter Pianist als Komponist vorgestellt: Friedrich Gulda mit seiner „Music for 4 Soloists and Band No 1“ und zwei kleineren Werken. Ist Solal vom freien Spiel der Melodien, Figuren und Klänge Debussys beeinflusst, so versucht der in Komposition und Improvisation formstrenge Gulda die abendländische Konzertmusiktradition mit den wichtigsten Elementen des modernen Jazz zu einer Einheit zu verbinden. So ist die „Music for 4 Soloists“ in klassischer Konzertform geschrieben, und Gulda setzt die vier Solisten, wenn er sie nicht frei improvisieren läßt, wie das Concertino eines barocken Concerto grosso ein. Orchesterklang und Rhythmik sind dagegen vom modernen Bigband-Jazz bestimmt und gehen auch kaum wesentlich

Bartók nahe, aber auch andere Einflüsse sind zu erkennen: in den beiden Zugabestücken, dem faszinierenden „Minuet“ (mit Freddie Hubbard als genialem Mitsolisten) und dem Solostück „Präludium und Fuge“ sind das vor allem Einflüsse der Barockmusik. Doch bleiben Rhythmus und Klangidiom stets eindeutig jazzbestimmt. Solche Musik zu hören ist für einen Freund des modernen Jazz eine ebenso große Freude wie für den Liebhaber Strawinskys und Bartóks.

Und noch einmal: Abendländischer Klavierjazz

Ein dritter Pianist von Konzertformat wird von SABA auf der LP „In Town“ (SB 15046) vorgestellt: der Rumäne Eugen Cicero. Mit dem Titel „Und Bach?“ gibt Cicero dessen a-Moll-Präludium zunächst original und improvisiert, dann – anders als der Bach-Verjazzter Jacques Loussier – eigenständig, melodios und technisch präzise über dem harmonischen Grundgerüst des Präludiums. Aber Barockmusikartiges ist nur ein Farbton auf Ciceros Stilpalette. Über Chopin und Bartók bis zu Erroll Garner, Bernard Peiffer und Oscar Peterson reichen die Klangfarben und satztechnischen Merkmale seines Stils, und das alles schmilzt er harmonisch ein in eine Gesamtkonzeption. Anschlag und Technik verraten den geschulten Konzertpianisten, aber was Cicero – blendend begleitet – spielt, er-

Atlas zur Weltgeschichte

Der Atlas des Deutschen Taschenbuch-Verlages, Band 2, der den Zeitraum von der Französischen Revolution bis zum Jahre 1966 umfaßt, ist erschienen, mit 105 farbigen Kartenseiten und einem Gesamtregister für beide Bände. Auch der aufgeweckte Amateur-Politologe wird überrascht sein, wie sich oft höchst komplizierte Zusammenhänge mit Hilfe der farbigen Karte auf einen Blick überschauen lassen.

Wer weiß auf Anhieb schon, wie sich die Vereinigten Staaten nach Westen ausgedehnt haben, daß Louisiana von Frankreich, Florida von Spanien gekauft wurden? Wem sind Napoleons ehrgeizige Pläne wirklich vertraut? Der Korse wollte nicht nur Indien gegen Albion mobilisieren und ein karibisches Reich um Haiti gründen, auch auf den westlichen Teil Australiens warf er ein Auge. Und dann die europäische Großmacht Österreich! Die Grenzen der k. u. k.-Monarchie verliefen von der sächsischen Grenze bis Tarnopol, Belgrad, zeitweise sogar bis Mailand und schlossen den ganzen Balkanraum mit Rumänien ein. Welch trauriges buntscheckiges Bild bot dagegen Deutschland, mit seinen lächerlich kleinen Herzogtümern. Der dtv-Atlas legt auf politische Zusammenhänge viel Wert. Eine Tabelle zeigt die Auswirkungen der Julirevolution von 1830, die über Hamburg, Frankfurt bis Warschau, Krakau und Venedig ausstrahlte. Ausgezeichnet ist auch die Europakarte mit dem Bevölkerungsanteil der Juden, deren Mehrheit aus armen Ostjuden in Polen, im Baltikum und in Rumänien bestand. Die Zentren der Bauernunruhen in Rußland fehlen ebenso wenig wie die Grenzkonflikte Südamerikas, über die auf Anhieb wahrscheinlich selbst Historiker kaum Aufschluß geben können.

Wie sehr sich die Welt in den letzten Jahrzehnten verändert hat, zeigt die Karte mit den Kolonialgebieten, die 1914 noch 68 v. H. der gesamten Erdoberfläche aus-

machten. Neben Karten über das Kriegsgeschehen fehlt nicht eine Tabelle über die Verluste im Ersten Weltkrieg. Deutschland verlor 1,8 Millionen Tote, Rußland 1,7 Millionen, Frankreich 1,3 Millionen und Österreich 1,2 Millionen; was sind das für schreckliche Zahlen. Wie wenig sich nach 1918 ein demokratischer Fortschritt in Europa feststellen ließ, zeigen wohl am deutlichsten die Karten, in denen autoritäre und demokratische Staaten farblich voneinander getrennt werden. Vor 1933 zählten Länder wie die Sowjetunion, Polen, Jugoslawien, Italien und Portugal zu den ständigen Diktaturen, doch während der Hitler-Herrschaft war bereits die Mehrheit aller europäischen Staaten in den Händen von Diktatoren. Viele Karten sind geeignet, oberflächliche Ansichten auszuräumen. Wer weiß beispielsweise, daß Hitler mit dem Problem der Arbeitslosigkeit nicht fertig wurde, trotz Aufrüstung und Militarisierung? 1932 hatten wir in Deutschland 6 Millionen Arbeitslose, 1939 waren es immerhin noch 300000!

Stature ist nicht nur heutzutage eine seltene literarische Ware in deutschen Landen. Auch in vergangenen Zeiten gab es mehr zum Fluchen als zum Lachen. Ein Schriftsteller, der andere lachen machte, war Johann Gottwerth Müller, genannt Müller von Itzehoe (1743-1828), Freund Lichtenbergs. Er brach sein Medizinstudium ab, wurde Buchhändler in Itzehoe, gab eine Zeitschrift heraus und zählte zu den ersten freien Schriftstellern. Doch Freiheit war zu seiner Zeit ohne Huldbezeugungen des Adels kaum denkbar. Müller bekam ein Jahresgehalt vom dänischen König. Mit seinem „Siegfried von Lindenberg“ schrieb er ein heiteres Erfolgsbuch, das schon zu seinen Lebzeiten viele Auflagen erreichte.

Es ist die Geschichte eines zwar gutmütigen aber recht beschränkten Krautjunkers, der zwischen Kartoffeln und

Rüben irgendwo in Pommern in den Tag hinein lebte. Es ist ein behaglich ausgesponnenes Garn, das mit Geduld gelesen sein will, mit den etwas umständlichen Einleitungen und der breit angelegten Situationsmalerei. Der Junker Siegfried hat außer Kartengeben nichts gelernt, und seine Unwissenheit ist die Chance des Schulmeisters Schwalbe, der sich als ständiger Vorleser von Zeitungen beliebt zu machen versteht und in Siegfried den Wunsch nach einer eigenen Gazette weckt. Von allerlei hübschen Episoden angereichert – die Zähmung des bösen Schulmeisterweibes, die ihren Mann verprügelt, und das „Bullenfechten“ dürfte damals die Leser vor allem amüsiert haben –, wird aus dem kleinen Junker und seinem Ackerflecken ein Landesvater mit eigener Nation. Dem Größenwahn sind keine Schranken gesetzt. Hier liegt die zeitkritische Bedeutung des Romans. Einige Hofschranzen kommen so zu Rang, Ansehen und einträglichen Pfründen. Doch da schließlich das Gute siegen muß, fällt der intrigante Schulmeister in Ungnade, der Junker bekommt eine standesgemäße Braut, und Don Quichotte aus dem Pommernland verschwindet wie eine Märchenfigur aus dem Blickfeld des Lesers.

Schwarz-weiß ist die Zeichnung auf dem Umschlag, und schwarz und weiß sind auch die zwei Hauptfiguren einer Erzählung, die vom Verlag großzügig als Roman bezeichnet wird. Es ist, wenn wir dem Verfasser Flann O'Brien glauben dürfen, ein Stück aus dem wirklichen Leben. Ein Halbwüchsiger verfolgt die Streitgespräche zwischen seinem Onkel, Mister Collopy, einem streitsüchtigen Antiklerikalen und dem sanftmütigen Jesuitenpater Fahrts. Diese Dialoge sind quasi eine kritische Kirchengeschichte à la Karlheinz Deschner, aufgelöst in Dialoge, bei denen der Sprecher des Katholizismus stets in der Defensive bleibt, vor allem beim Disput

über die Inquisition. Aber das ist weder böse noch allzu ernsthaft gemeint, denn der Onkel benötigt nun mal einen harten Stein, an dem er sich reiben kann.

Durch eine dritte Figur wird das Ganze zum Schelmenstück, freilich zu einem Schelmenstück von düsterem Humor. Der Bruder des Erzählers macht nämlich Karriere. Zunächst als Seiltänzer, dann als Gelegenheitsverkäufer und schließlich als Gründer eines Fernunterrichtsbüros, das er Akademie nennt. Besagter Bruder kommt auf die Idee, mit den beiden Streithähnen eine Reise nach Rom zum Papst zu unternehmen. Alle drei Iren werden in Privataudienz empfangen, wobei der alte Onkel Ideen äußert, die dem Papst mißfallen, wie sich aus der Bemerkung ergibt, „der Herr habe ihn gezeichnet“. Leider erfährt der neugierige Leser nicht, welche Wahnideen der Onkel zum Vortrag brachte, nur noch, daß der irische Dickschädel in Rom tödlich verunglückt. Ein Stück handfester Prosa, übersetzt von Annemarie und Heinrich Böll.

Horst Hartmann

Besprochene Bücher:
dtv-Atlas zur Weltgeschichte, Band 2, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München.
Johann Gottwerth Müller „Siegfried von Lindenberg“, Bartmann-Verlag, Frechen bei Köln.
Flann O'Brien „Das harte Leben“, Nannen-Verlag, Hamburg.

Briefe aus Litzmannstadt

Siebzehn Jahre nach der Befreiung Polens – im Juli 1961 – wurden „Die Briefe aus Litzmannstadt“ – in Auschwitz ausgegraben.

Zu danken ist dieser Fund einem ehemaligen Auschwitzhäftling, Henryk Porebski, der bei einem Elektrikerkommando beschäftigt war und überlebte. Er kam in Kontakt mit den Leuten des Sonderkommandos, die von der SS gezwungen worden waren, die Krematorien zu bedienen. Porebski fiel auf, daß diese Unglücklichen oft wechselten, und er sagte sich – diese Konsequenz zog er dann auch für sich selbst –, daß die SS sie tötete, um keine Mitwisser zu haben. Deshalb verabredete er mit ihnen, von den Dokumenten, die sie den Leichen abnahmen, so viele wie möglich aus dem Lager zu schaffen. Das hatte Ende Juni 1944 ein Ende, und daher wurde beschlossen, die Dokumente zu vergraben.

Nach 1945 versuchte Porebski, an die vergrabenen Dokumente zu gelangen,

aber erst im Juli 1961 begann er mit Hilfe der „Hauptkommission zur Erforschung der Hitlerverbrechen in Polen“ und dem Staatlichen Museum in Auschwitz eine Suchaktion, die trotz großer Schwierigkeiten – z. B. Geländeänderungen – zu einem gewissen Erfolg führte. Ein Teil des gefundenen Materials – knapp 400 jiddisch beschriebene Blätter – wurde, soweit noch leserlich, von Spezialisten entziffert und ins Polnische übersetzt. Diese Arbeit liegt dieser Ausgabe zugrunde.

Es handelt sich um eine Art Briefbericht eines gebildeten jüdischen Mannes aus dem „Getto Litzmannstadt“ an einen fiktiven Freund draußen, und um den Kommentar Zelman Lewentals, des Mannes vom Sonderkommando, der das Dokument vergraben hat.

Der Mann aus Litzmannstadt beschreibt das Leben im Getto, den Hunger, die Deportationen usw. Er verliert nacheinander seine Kinder, seine Frau und seine

Freunde und ist endlich allein – um dann nach Auschwitz deportiert zu werden.

Er hat kein politisches Verständnis, aber er beschreibt sein und seiner Leidensgenossen „Leben“ mit großer Genauigkeit und Sinn für das Milieu, dessen Schrecken im Hintergrund aufscheinen – ohne seine Unausweichlichkeit. Man ist fast versucht zu sagen: Nur weil er nicht glaubte, was er sah, konnte er es so unvoreingenommen beschreiben. In Zelman Lewentals Kommentar heißt es: „So genau wie die Geschehnisse verliefen, kann sie kein Mensch sich vorstellen, denn es ist unvorstellbar.“ Er hält es deshalb für seine Pflicht, „dieses Päckchen beschriebenen Papiers, das ich gefunden habe, so zu verstecken, daß es eine lange Zeit überdauert...“, und die Menschen vor einer Wiederholung warnt, möchten wir hinzufügen, denn hier werden die Aufzeichnungen lückenhaft.

Als Warnung und auch, „um die Psychologie des Menschen, der niemals böse Gedanken an sich herankommen läßt“ (Lewental), dabei zu berücksichtigen, ist dies Buch nicht nur eine erschütternde, sondern eine politisch lehrreiche Lektüre. In einem Anhang ordnet der Mitherausgeber Arnfrid Astel „Die Briefe aus Litzmannstadt“ in ähnliche Literatur ein und gibt durch Vergleiche wichtige Ergänzungen. Eine Geschichte des „Getto Lodz“ (Litzmannstadt) skizziert den historischen Hintergrund.

Anne-Marie Fabian

Herausgegeben von Janusz Gumkowski, Adam Rutkowski und Arnfrid Astel. Friedrich Middelhaue Verlag, Köln 1967. 134 S., brosch. 9,80 DM

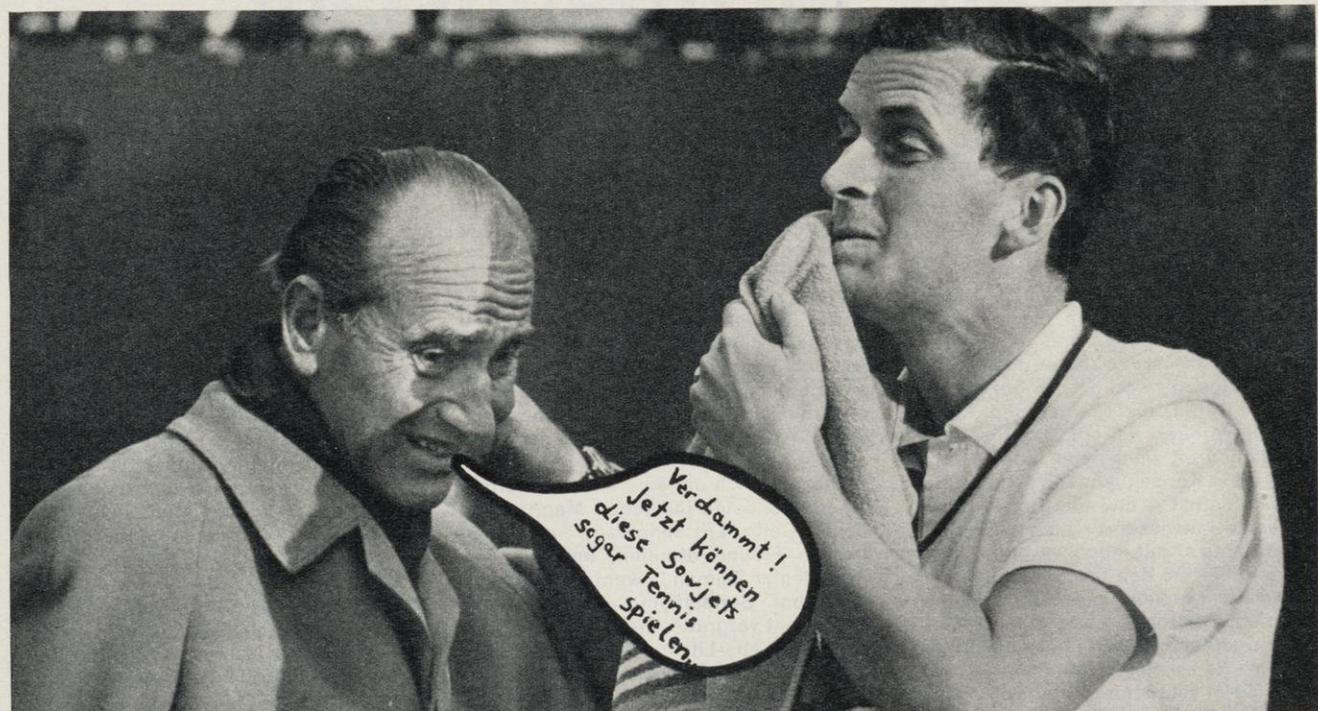
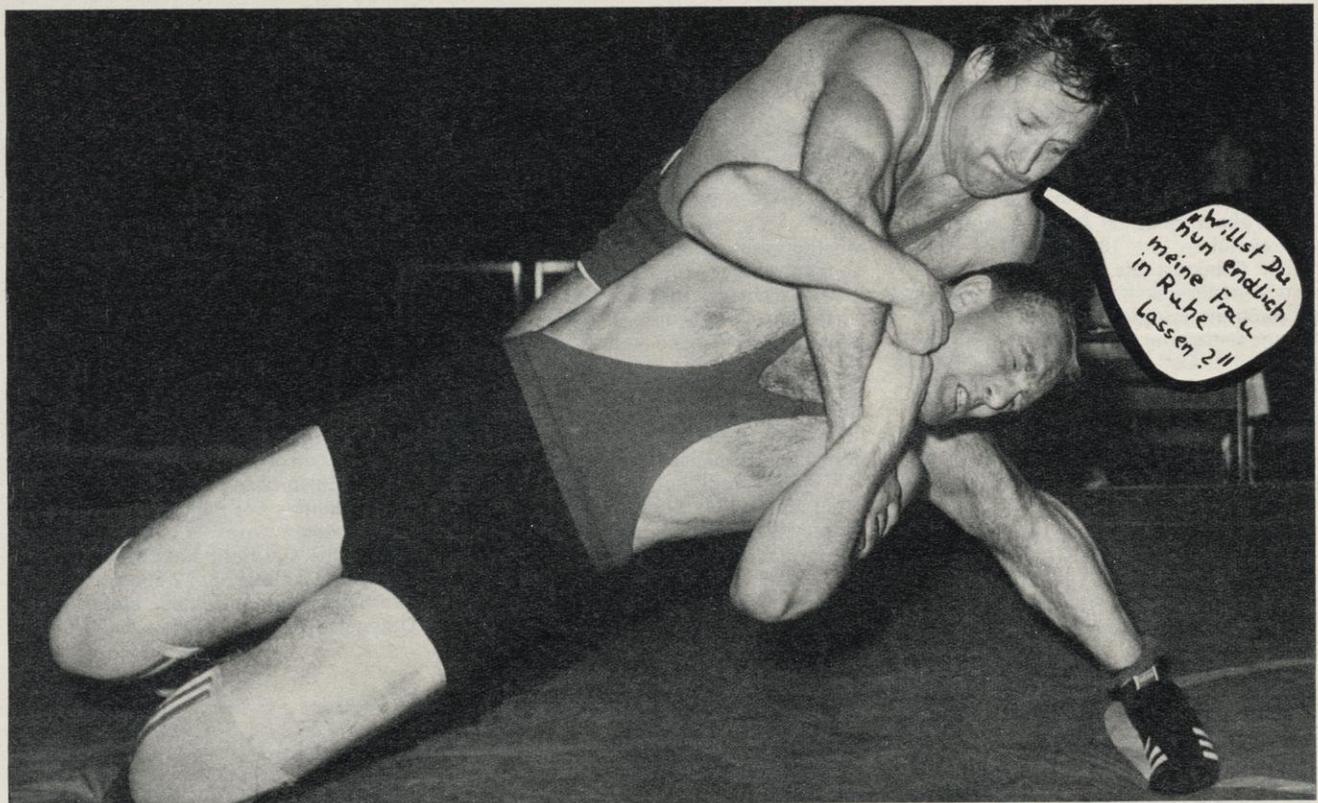
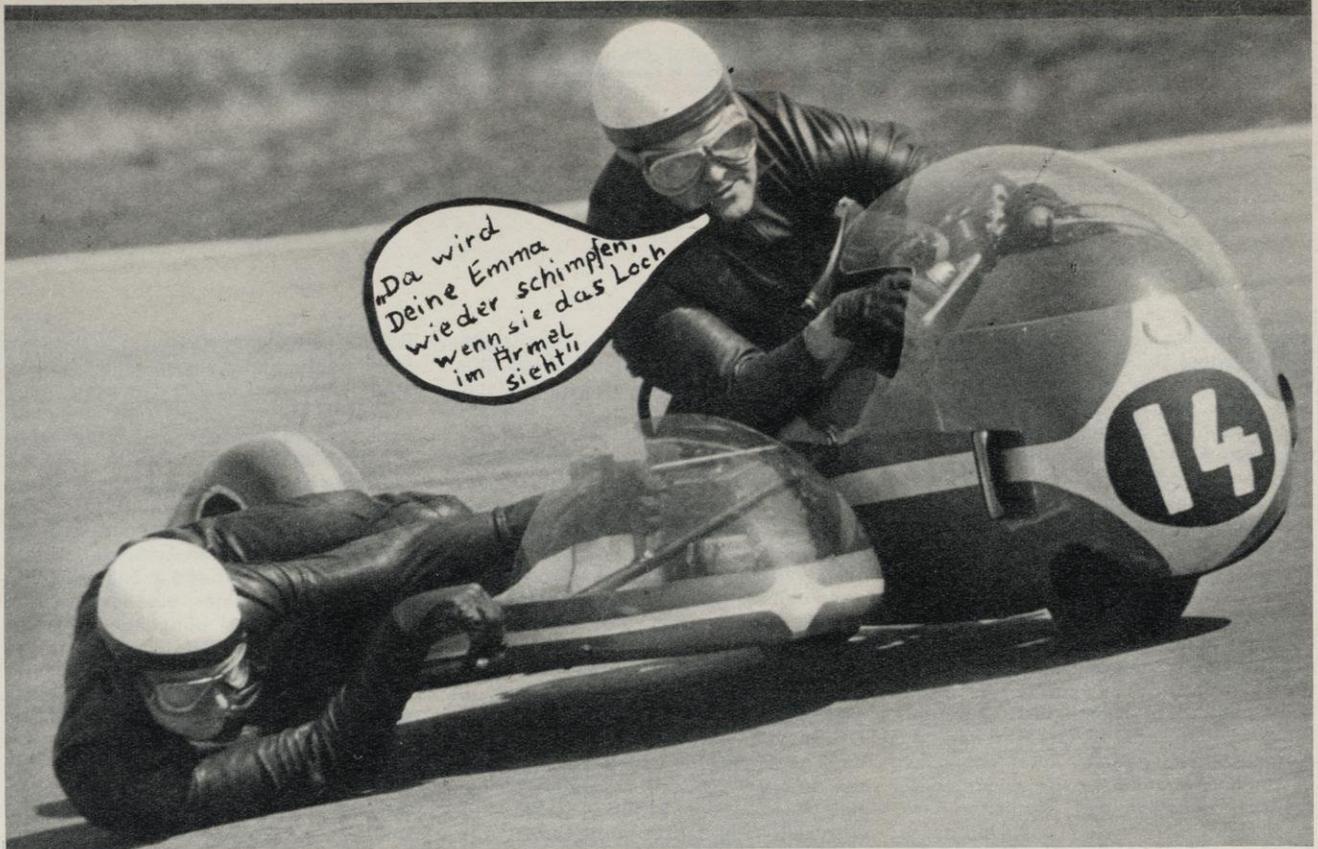
Kleine Geschichten um den großen Sport

Ein junger Mann hatte sich ein sportliches Ziel gesetzt. Da warfen ihn starke Schmerzen in beiden Knien aufs Krankenlager. Ein Spezialist operierte ihn an beiden Beinen. Der junge Mann begann von vorn. Kurz vor dem großen Wettkampf verletzte er sich und zog sich eine Knochensplinterung am Rückenwirbel zu. Er gab dennoch nicht auf. Als es dann soweit war, schienen die Pessimisten recht zu behalten. Er stieß die Kugel 1,57 Meter weniger weit als zuvor. Als man am Ende aber die Ergebnisse der zehn von ihm bestrittenen Übungen zusammenzählte, da war das Ergebnis ein neuer Weltrekord im Zehnkampf! Das ist die fast unglaubliche Geschichte des 23jährigen Kurt Bendlin, der aus Westpreußen stammt, in Berlin wohnt, für Leverkusen startet und in Köln studiert.

Heinz Rühmann spielte einmal in einem Film einen jungen Mann, dem der Arzt eine Stunde tägliches Tennisspiel verordnet hatte. Als beim Davis-Pokal-Spiel ein Crack ausfiel, sprang er ein und steuerte einem großen Sieg zu. Da legte er nach genau einer Stunde den Schläger hin: „Der Arzt hat mir nur eine Stunde Tennis verordnet!“ Daran mußten jetzt die Berliner denken, als im Finale des großen internationalen Tennisturniers Wimbledon sieger Manuel Santana mitten im Spiel das Racket weglegte und ging. Er überließ dem Australier Roy Emerson den Sieg, weil er sein Flugzeug nach Bukarest erreichen mußte. Er hatte seinem Tennisverband rechtzeitiges Erscheinen zum Davis-Cup gegen Rumänien versprochen.

Nicht viel für ihr Geld bekamen die Zuschauer beim Ringerländerkampf Deutschland-Holland zu sehen. Die Holländer hatten mit einer schwächeren Auswahl gerechnet und erschienen ebenfalls nur mit einer Provinzmannschaft. Nach einer Kampfzeit von nur 38 Minuten waren sie im wahrsten Sinne des Wortes mit 0:8 von den Gastgebern aufs Kreuz gelegt worden.

Es ist immer wieder ärgerlich, wie das Fernsehen mit Geldpreisen um sich wirft. Besonders dann, wenn Quizsendungen ungenügend vorbereitet sind. „Alles oder nichts“ mit Quizmaster Helmesdorfer stellte einem Erlanger Kaufmann, der sich als Spezialgebiet „Sport“ ausgesucht hatte, die mit 4000 DM dotierte Frage: „Wieviel Länderspiele bestritt Uwe Seeler?“ Für einen Sportexperten ist das höchstens eine Frage der 100 DM-Klasse. Herr Frese nannte denn auch lächelnd die Zahl 55. Helmesdorfer und seine Jury aber meinten, es seien nur 54 gewesen. Die Jury irrte. Für 4000 DM!



Fotos: Horst Müller

Text und Witze: Willy B. Wange